Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Kleine Welt und große Welt.

Erster Theil.

Kleine Welt und große Welt.

Erster Theil.

Kleine Welt und große Welt.

Ein Lebensbild.

Von

Robert Giseke.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

Inhalt des ersten Theils.

Seite

In der Heimat.

In der Heimat.

I.

Ein unerwarteter Besuch ist im Anzuge.

„Hollah, hollah, Herr Baron! Aufgewacht! Pocht denn das Herz nicht? Wir sind am Thor. Die ganze Vetterschaft wird schon in Alarm sein, und der kann ruhig schlafen wie ein Murmelthier! Hollah, auf!" So rief der Conducteur im Cabriolet seinem Nachbar zu, und in demselben Augenblicke dröhnte die vierspännige, großartig behaglich in Federn sich schaukelnde Postkutsche durch das alte finstere Thor, und rasselte dann, die weichen Geleise der vom thauenden Schnee aufgelösten Chaussee verlassend, die meilenweit in der Ebene sich hingezogen hatte, plötzlich über das holperige Straßenpflaster, wie es nur die Gassen einer kleinen, mittelalterlich eng gebauten Provinzialstadt charakterisiren

kann, so holperig, daß man hätte glauben können, gerade von diesem hier sei die Bezeichnung des Knittelverses entnommen.

„Schon da? Ah! Endlich einmal geschlafen! In der Heimat soll ich Ruhe finden. Woll' es Gott! Ah, schon da! — Aber nein — zum Teufel auch, erst da! Es ist ja schon ganz dunkel! Gliwitzki, Er ist schlecht gefahren."

So fuhr der Geweckte gähnend auf, und der Conducteur, in seinem Ehrgefühl ernstlich beleidigt, vertheidigte sich, während er seine Listen aus der umgehängten schwarzen Ledertasche holte:

„Schlecht gefahren? Bei dem Wege soll man besser fahren? Sehen Sie nur den rechten Leitgaul an, das arme Thier hinkt an der Steingalle und kann alle Tage stürzen. Schlecht gefahren? Sind mir nicht vierzig Minuten auf der letzten Station zugeschrieben? Kann ich dafür, wenn wir wegen der Baggage dreiviertel Stunden später fortkommen? Will der Herr präcise fahren, so müssen Sie nicht zu Weihnachten fahren. Achthundert Poststücke sind mir eingetragen — wollen sortirt sein. Und morgen zum heiligen Abend gibt's ihrer noch mehr. Du lieber Himmel, der alte Gliwitzki hat eine schlechte Weihnachtsfreude, mein bester Herr Baron."

„Knurre nicht, Pudel! Und übrigens verschont mich mit dem verdammten «Baron».“

„Also nicht Baron! Was hat man doch gleich ausstudirt? Was hat man für einen Titel?“

„Ist mein Name nicht genug?“

„Mein Conducteur-Platz ist mir lieber als Euer «von» ohne «mit» — d. h. so lange es noch geht wie jetzt, und das scheint am längsten gedauert zu haben. Uebers Jahr geht die Eisenbahn. O, du grundgütiger Himmel, da hört die Gemüthlichkeit auf! Da sitzt unsereins allein im großen Postcoupé, nnd hinterher die Passagiere eingepferchte wie's liebe Vieh. Es ist eine Schande! Wär' ich ein anständiger Mann, ich würde so nicht fahren wollen. Und von Cigarren und Trinkgeldern und mal einen Passagier extra, davon ist dann nicht mehr die Rede. Ja, die Gemüthlichkeit wird jetzt rar in der Welt, es kommen eigene Zeiten — — Hoffmann, verdammter Teufel du, bist du betrunken?“ so fuhr er den Postillon an, mit dem er schon seit der letzten Station gezankt hatte, weil der junge Herr Doctor, der im Wagen hinten als blinder Passagier mitfuhr, dem Postillon und nicht ihm selbst einen Bittern bezahlt hatte. „Ist mir so ein Fahren in meinem Leben vorgekommen! Du lernst es auch nicht mehr! Da hat er doch auf

ein Haar den Laternenpfahl mitgenommen, den einzigen, den die ganze Straße hat. Warte, ich werd's beim Ober-Postdirector avisiren und auswirken, daß sie dir mit Bier und Schnaps vom Leibe bleiben. Und nun — hot — da kutschirt er doch wieder in die Gasse hinein, daß das Wasser der Pfefferrose in die Weihnachtsbude bis auf die echten Nürnberger spritzt! Na, und wenn die Eisenbahn uns nicht alle bald wie Landräthe als Kammermitglieder zur Disposition stellte, dafür wollte ich sorgen, daß du den Platz da vorn am längsten hättest!"

Der vom Corporal zum Post-Conducteur avancirte Gliwitzki wußte indeß sehr wohl, daß er diese seine Art von Gemüthlichkeit bei seinen Untergebenen nicht in Anwendung bringen konnte, denn in anderer Weise war das Verhältniß in der That gemüthlich mehr als gesetzlich, indem sie einander die Vergehungen stillschweigend nachsahen, die ihnen Nebeneinkünfte, wenn auch verbotene, brachten. Hoffmann hätte gleich heute ihn denunciren können, daß er selbst den Doctor Habersack als blinden Passagier eingelassen.

Hoffmann ließ sich durch den grollenden Conducteur nicht einmal zu einem Brummen in den stattlichen Bart verleiten; er hielt es gerade für

seine Kunst, durch die schwierigsten Passagen dicht an den Hindernissen vorbei, aber ohne sie zu berühren, im vollsten Trabe um die Ecken scharf herum zu fahren. So — nun noch eine Ecke, und die Pferde hielten vor dem Gasthof zum Rathskeller.

Das war kein Hotel, wo man durch Höflichkeit molestirt wurde; keine Kellner gab es, die elegant wie Barone und zudringlich wie Gassenbuben, mit Serviette und Speisezettel in der Hand, die Gäste aus dem Wagen genöthigt hätten. Nein, in bequemer Trägheit trat der alte, zu jeder Zeit des Tages und der Nacht gleich verschlafene Postschaffner an den Wagen, brummte dem Conducteur am Abend einen „guten Morgen" zu und ließ klirrend den Tritt der Wagenthüre herunterfallen.

Der blinde Passagier war indeß längst auf der andern Seite, ohne des Trittes zu bedürfen, listig unbemerkt aus dem Wagen entschlüpft und schien dann, indem er von dem hohen Sprunge sich erholte, den Nachbar des Conducteurs aus dem Cabriolet zu erwarten.

„Prost, Hochlumpe!" rief er mit provinziellem Anklange diesem zu, der sich gewandt von dem hohen Sitze herabgeschwungen hatte und auch im Halbdunkel ökonomischer Straßenbeleuchtung als ein

hervorragend schlanker und stattlicher Mann zu erkennen war.

„Prost, Mitlumpe!“ war seine Antwort im männlich tieferen Ton.

„Mitlumpe? Nein, jetzt bin ich der Sturmlumpe. Wir haben die Namen vertauscht.“

„Haha! Du — Sturmlumpe? Wie werd' ich euch alle wiederfinden?“

„Nun wann, Di Sanzio, sehen wir uns wieder? Heute auf dem Rathskeller wird nach alter deutscher Sitte gelumpt.“

„Ich bleibe in Familie.“

„Ah so, bei der schönen Schwägerin. Recht so! Es ist Zeit, daß du sie tröstest.“

„Ei, laß das scherzen, sei kein Kleinstädter! Spring' ich aus der Postkutsche doch mit gleichen Füßen direct in diese Klatschereien hinein! — Nein, ich bin vom Reisen müde und will mich pflegen.“

„Philister!“

„Längst Zeit, daß man es wird! Grüß' mir den alten Urlumpen, und morgen sehen wir uns wieder.“

„Bis dahin adieu — und herzlichen Empfang!“

Es waren zwei alte Schulgenossen, die so mit ihren burlesken Spitznamen nach langer Trennung in der Heimat sich wieder begrüßt hatten.

Der als Hochlumpe bezeichnete trat in das Kellergewölbe ein; den alten Herren, die ihre Vesperstunde hier bei einem Glase Bier und langer Pfeife mit der Hauptbeschäftigung, die Fremden zu betrachten, was einen großen Theil des täglichen Gesprächsbedürfnisses abgeben mußte, zuzubringen pflegten, war er vor allen andern zuerst aufgefallen, in seiner phantastischen Erscheinung, die den ehrbaren Bürgern der alten historisch berühmten Reichsstadt Heimstädt wol Aufmerksamkeit, nicht aber Beifall entlocken konnte. Ein schwedischer kurzer Rock von grünem Sammet, ohne Taille, von dem Schnitt, den nur der tragen darf, der auf die natürliche Wohlgestalt seiner Figur vertrauen kann, fiel auch seltsam genug auf, gegenüber den mannichfachen übercorpulenten, kugelähnlichen Gestalten, die dort schwerfällig auf den altgewohnten Plätzen balancirten; ein scharfes, sicheres Auge blitzte unter der Reisemütze des Fremden keck hervor und sein ganzes Benehmen zeigte von einem wegwerfenden Uebermuth, der den, welchen er nicht anzog, in der That beleidigen mußte.

Während „Di Sanzio" — so hieß er, weil er Maler war — dem alten Conducteur, dessen üble Laune er sehr wohl ergründet hatte, ein Maß Bier zutrank, frug der seit kurzer Zeit erst in Heimstädt

heimische Thierarzt, mit stiergroßen Augen den Fremden betrachtend, sodaß er seine Pfeife weiter zu rauchen vergaß, den neben ihm sitzenden Apotheker: „Wer möchte das sein? Er reist nicht weiter, sondern bleibt hier, und doch steigt er nicht im Gasthof ab. Zu wem im Städtchen möchte er gehen?"

„Weiß ich?" brummte der Apotheker, obgleich er es wußte, zwischen seinen hohen Vatermördern hervor, die, längst schon aus der Mode gekommen, nun wieder Mode geworden waren, und rauchte gelassen seine Pfeife fort.

Indeß sprang vom Tische in der entgegengesetzten Ecke, dem diese Beiden den Rücken zukehrten, ein kleiner, ebenso dicker als behender junger Mann in abgeschabtem Rocke auf und eilte mit seinem fetten Theologen-Antlitz, das breit genug war, um eine außerordentliche Portion Freundlichkeit auszustrahlen, dem Fremden entgegen. „Hans!" rief er aus. „Vetter! Was? Dem lieben Gott sei's gedankt, Hans, endlich wieder einmal hier!"

„Gottfried! Sturmlumpe, alte Seele! — Aber wie bist du dick geworden! Daß sich Gott erbarm'!" erwiderte der Hochlumpe und nahm den Empfang des stürmischen Dickbauchs mit einer Herzlichkeit auf, der ein humoristisches Lächeln

über dessen sich überstürzende Unbeholfenheit nicht fehlte.

„Dick und ungeschickt, aber furchtbar ehrbar. — Doch nun schnell, gib mir deine Sachen und komm", rief Gottfried geschäftig, „du mußt bei mir logiren, das laß ich mir nicht nehmen. Ich schlafe auf dem Sopha. Neulich bei der Lehrerconferenz logirte ich zwei Cantoren."

„Die Sachen wird der Schaffner bringen, und bei dir logiren — bist du schon eingerichtet, wol gar ein Hauspapa?"

Traurig erröthend, verneinte Gottfried diese Frage: „Nicht eher, als ich eine Pfarre habe, nehme ich die Quarre. Das bischen Schulmeistern bringt's nicht ein."

Es war ihm indeß doch bemerklich geworden, daß er in seinem kleinen Zimmerchen wol für zwei gemüthvolle Cantoren vom Dorfe, nicht aber für den Vagabundenvetter aus der großen Welt Raum haben werde, und so faßte er den Hans, indem er nicht begreifen konnte, warum sie das Gepäck nicht selbst trugen, da sie doch stark genug dazu seien, unter den Arm und, dem Schaffner das Gepäck überlassend, führte er den Gast zur Thüre hinaus, indem er freudig rief: „Recht so, nicht zu

mir! Nein, in die Apotheke! Hurrah, da wirst du Freude bereiten!"

„Ah", sagte der Thierarzt mit gewichtvoll sinnender Miene befriedigt zum Apotheker, indem er seine Pfeife wieder anzündete, „nun ahnt mir's, wer das ist. Der junge v. Sedlitz wird es sein, der Vetter vom Rathmann Wohlgemuth. Ich hab' schon oft von ihm gehört. Doch, Herr Gevatter Habersack, Sie müssen ihn ja selber kennen, den Schulkameraden von Dero Herren Söhnen, ein schmucker Kerl, ein bischen unverschämt — was meinen Sie? — uns nicht zu grüßen!"

„Was geht mich das Pack von der kleinen Apotheke an, mein bester Herr Thierarzt und Chirurgus! Ich habe wol noch andere Sachen zu bedenken", erwiderte Habersack, noch gravitätischer in seine Päffchen sich zurückziehend, sodaß fast nur die große Nase, die er doch so hoch trug, daraus hervorsah, indem er seine Pfeife ausgehen ließ bei der Beschäftigung mit dem Gedanken: Ich bin Inhaber der großen Apotheke!

II.

Rathmann Wohlgemuth erwartet aber keinen Besuch.

Rathmann Wohlgemuth indeß hatte in seinem reinlichen, pedantisch zierlichen, aber beengt kleinen Apothekerlocale die Dämmerung erwartet, dann und wann die beschlagenen Fensterscheiben mit den Fingern abwischend und draußen auf dem Platze um die Kirche den Trödel des Weihnachtsmarktes betrachtend. Er hatte den ganzen Mittag über wol kaum ein Recept gemacht und nicht viel mehr verkauft, als eine Düte Gerstenzucker für die Nachbarskinder auf Abschlag von der Bäckerrechnung und einen Aloeliqueur an seinen täglichen Gast, den alten halb tauben Rittmeister a. D., den er dafür eine halbe Stunde lang unterhalten mußte, um sich die Kundschaft zu erhalten, denn der alte

Junggeselle suchte seine lange Zeit damit hinzubringen, daß er, möglichst wenig verzehrend und möglichst lange verweilend, aus einem öffentlichen Verkaufs- oder Vergnügungslocal in das andere wanderte, die Pension sehr sparsam, die Zeit sehr verschwenderisch eintheilend. Trotz dieses lauen Geschäftsganges, bei dem der Apotheker doch den ganzen Tag zu thun hatte, da er keine Gehülfen besaß, aber auf die peinlichste Ordnung hielt, und, wenn nichts anders, Schachteln, Gläschen, Recepte, Papierdüten u. s. w. zu kleben und zu ordnen unternahm, was er mit einer wahrhaft leidenschaftlichen Ausdauer und Pünktlichkeit zu besorgen liebte, sodaß er alles Andere darüber, Gicht und schlechtes Wetter, Familiensorgen und guten Gesundheitszustand im Städtchen vergessen und verschmerzen konnte — trotz also dieses „lauen“ Geschäftsganges, dessen Lauheit er nur zu sehr gewohnt war, hatte Rathmann Wohlgemuth in der Stunde der Dämmerung einem behaglichen Nachsinnen und ganz tröstlichen Gedanken bei dem Anblick der sechs Jahrmarktsbuden sich hingegeben. Heimstädt war die größte Stadt, in der der würdige Apotheker und Rathmann je gewesen war: Seine Lehrzeit von sieben Jahren hatte er im nächsten Flecken zugebracht, und da sein dortiger Principal neben der

Pharmaceutik die Essigbrauerei als Hauptgeschäft betrieb, so konnte seine kleine Werkstatt, die allein der bevorrechteten adeptischen Kunst gewidmet war, ohne Beimischung gemeinerer Profession ihm, wenn auch nicht gegenüber dem Palais der großen Apotheke, aber doch seinen gewohnten Ansprüchen nach — auch Ansprüchen eines gebildeten Mannes — als ein ganz stattliches, Ehrfurcht einflößendes Geschäft erscheinen. Und vollends in diesen Tagen, wo der Weihnachtsjahrmarkt vor seinen Fenstern eine Pracht und eine Belebtheit entfaltete, die von denen der Leipziger Messe zu unterscheiden er keinen Maßstab zu besitzen glücklich genug war.

Da hatte der Pfefferküchler, der bei ihm die Gewürze kaufte, nicht derselbe, auf dessen Lebkuchen der Postillon Hoffmann heute beim Umbiegen um die Ecke den Schnee hatte spritzen lassen — der holte seinen Pfeffer und sein Citronat in der großen Apotheke —, dieser Pfefferküchler, Rathmann Wohlgemuths Kunde, hatte auch eine Bude ausstaffirt mit Goldpapier und bunten Lampen, aus Kürbissen gar geschickt zurecht geschnitzt, und davor die beiden fast lebensgroßen Männer von Lebkuchen aufgestellt, mit Mandeln als Knöpfen und rothem Zuckerguß als Lippen. Das nahm sich doch gar stattlich aus, und war unser Rathmann auch ein

Verächter aller kindischen Leckereien, so meinte er doch, die Bude mit dem Goldpapier und den Honigkuchenmännern müsse Jedem, und wenn er in Paris gewesen, wie sein Concurrent Habersack, ein Lächeln beifälliger Bewunderung abgewinnen über die possierlichen Ideen dieser industriellen kleinen Leute. Er hatte heute schon den Plan gefaßt, morgen für seine Kleinen, wenn sie gewaschen würden und nicht zum Fenster hinaus sehen könnten — für die lieben, guten, armen Kleinen, die ihm so in der Seele weh thaten, weil sie nun bald wol keine Mutter mehr haben sollten — ach, das war ein schweres Leid, das schwerste, das im Leben ihn getroffen und treffen konnte! — Für sie wollte er morgen, damit sie doch auch eine Weihnachtsfreude hätten, von den kleinen Figuren ein Männlein und ein Weiblein kaufen bei dem Manne, der bei ihm den Pfeffer und den Zimmet kaufte.

Und weiter dann kam die Bude des Klempners; der hatte gar einen blechernen Ritter mit Spieß, Schild und Visir, von der Größe eines zehnjährigen Knaben dort stehen und darunter unzählige bleierne Liliputer-Heere zu Fuß und zu Pferde, von allen Nationen und Waffengattungen. Der Herr Rathmann war am Tage hinzugetreten, indem er

seinen Laden scharf im Auge behalten, damit nicht ungesehen ein Kunde hereinträte und vergeblich wartete; aber er hatte eine ganze Viertelstunde Zeit gehabt und auch da war noch Niemand gekommen, sodaß er mit guter Muße diese Bataillone in einer Entfernung von zehn Schritten — denn er mischte sich nicht unter das Volk — genau betrachten und dem neben ihm stehenden jungen Assessor die Versicherung geben konnte, die Chevauxlegers und die Gardes Italiens und die Kosackenschwadronen hätten vor jenen vierzig Jahren ganz ebenso ausgesehen. Und noch heute Abends war ihm die Erinnerung behaglich, daß er dem studirten jungen Assessor Habersack, der das große dritte Examen bekannterweise so brillant bestanden — der, obgleich Sohn aus der großen Apotheke, ein ganz humaner und charmanter, gar nicht wie der Vater aufgeblasener Mann war, und dem er seine Schwester Dorothee wohl gegönnt hätte, denn wenn auch der Alte dagegen war, so war ja die Geschichte noch gar nicht aus, sobald das Mädchen selbst nur darauf bestehen wollte — daß er diesem also etwas erklären konnte, was jener nicht wußte, war ihm eine besondere Genugthuung, und er dachte heute mit ganz außerordentlich versöhnlichem Sinne von der großen Apotheke und ihrer großen Partei. Bei

diesem Klempner aber war er dennoch froh, nicht veranlaßt zu sein, etwas kaufen zu müssen, da der Mann nie ein Recept bei ihm hatte machen lassen und es außerdem bekannt war, daß er, als einziger Zinngießer der Stadt, gern prellte.

Dafür wollte er beim Vetter Feuerbrand, dem Mützen- und Pantoffelmacher, ein Pelzmützchen für seinen Buben und einen Muff für sein Mädchen kaufen. Einerseits brauchten es die Kinder und sollten sich sehr darüber freuen, und andererseits kaufte er gern etwas beim Vetter, einem armen Professionisten, der eigentlich unter dem Niveau der Wohlgemuth'schen Familie stand, der aber einer seiner Cousinen, einem armen Mädchen, ein zwar bescheidenes Eheglück, aber doch immer ein Eheglück bereitet hatte, und dem es seit einiger Zeit trotz allen Fleißes in seinem Geschäfte nicht mehr so gut ging, daß ihm eine Unterstützung nicht zu gönnen wäre. Zu dieser Unterstützung wollte der wohlmeinende Rathmann ihm gern etwas abkaufen. Und wie er sich bedachte, daß er dabei morgen auch nichts abhandeln wollte, und daß er der Protector dieses Bürgers, Mützen- und Pantoffelmachers war, der ihm in seiner erleuchteten Jahrmarktsbude mit seinen complimentirenden Redensarten: „Ist Ihnen etwas gefällig, mein Herr?

Womit kann ich dienen, gnädige Frau?" heute ordentlich als eine repräsentable Figur vorkam — und wie er nun das Laufen und Drängen, das Kaufen und Schwirren von seinem Fenster aus und dabei wirklich auch einige fremde Personen wahrnahm, die, man wußte nicht woher, hier zur Messe gekommen sein mochten, und als er endlich bedachte, daß so und so viel hundert Paar Strümpfe, Pantoffeln und Lederhosen, und was sonst noch alles von der einheimischen heimstädter Industrie jährlich producirt wurde — da kam ihm Heimstädt als ein gar reputables Städtchen vor; denn war Heimstädt auch nicht Berlin oder Leipzig, so war Heimstädt doch immer Heimstädt und, wie gesagt, ein ganz reputables Städtchen, und er, als Apotheker und Rathmann von Heimstädt, sah sich als eine ganz reputable Persönlichkeit in dem reputablen Städtchen an. Selbst sein Geschäft, über das er sonst zu klagen Ursache hatte, da es durch die günstigere Lage der großen Apotheke und die Manöver ihres intriganten Besitzers gar sehr beeinträchtigt war, erschien ihm heute, wo die Straßen so belebt waren und jeder Vorübergehende seine nunmehr angezündete Lampe bemerken mußte, als ein gar nicht unansehnliches Geschäft; denn, wenn diese Vorübergehenden auch

nichts kauften, so hätten sie doch möglicherweise dieses und jenes kaufen können, und er war der festen Zuversicht, daß sie ein anderes Mal auch wirklich etwas kaufen würden.

III.

Rathmann Wohlgemuth bekommt einen Besuch, der ihn aber nicht sehr überrascht.

Während Rathmann Wohlgemuth solche selbstgefällige Gedanken über den Lauf der Welt und seine bescheidene Stellung darin hegte, hörte er, als er in seiner Erholungspromenade am Ladentische auf und ab eben dem Ofen zuwanderte, auch wirklich plötzlich die Thüre öffnen und mit gravitätischem Schritte der magern, langen Beine in altmodisch weiten Matrosenbeinkleidern von silbergrauem Tuche, den Gruß mit einer schwunghaft steifen Neigung des Kopfes vom Nacken bis auf die Brust nur andeutend, trat eine sonderbare, abgerissen phantastische, lächerlich düstere Gestalt in das kleine, trauliche Gewölbe.

Aus dem eingefallenen, länglich schmalen Antlitze

trat eine dünne, hohe Habichtsnase, wie ein einsamer Ruinenthurm aus öder Gegend, fahl und windschief hervor und wie unheimliche Geister verfallener, wüster Vorzeit leuchteten kleine, funkelnde Augen in tiefen Höhlen zu beiden Seiten. Ueber den welken, eingefallenen und fest geschlossenen Lippen des kleinen pedantisch in Falten gelegten Mundes, die mit den dürren Ufern eines versiegten Baches hätten verglichen werden können, lagerte das wüste Gestrüpp eines kurzen, grauschwarzen Schnurrbarts. Ueber eine der schmalen Schultern war ein abgeschabter, blauer Tuchmantel, mit einer Stufenleiter jener zahllosen übereinanderfallenden Krägelchen, wie sie vor vielen Jahren Mode waren, lächerlich kühn hinübergeworfen und vorn von einer magern Hand in einem weit ausgedehnten, schmutzig weißen, waschledernen Handschuh zusammengehalten. Ein alter, altmodischer Seidenhut von jener an die spanische Banditentracht erinnernden Façon mit schmaler Krempe und hohem, zugespitztem Kopfe setzte der Aermlichkeit sowol als der Phantastik der ganzen Erscheinung gleichsam die Krone auf, während die gewaltsam nach hinten übergebeugte Haltung der haltlosen Gestalt, von der man hätte sagen können: dieser Rücken sei nach inwendig buckelig, sowie der über

dem langen, dünnen Halse keck emporgeworfene Kopf von der erzwungenen Gravität derselben zeugten.

„Bon soir, Monsieur — guten Abend, Herr Vetter Rathmann", krächzte die heisere, halb kauz-, halb unkenartige Stimme, die nach Manier ausgespielter Schauspieler durch gezierten Nasalton sich vergeblich Klang anzumaßen suchte, aber die Heiserkeit des vertrockneten Kehlkopfes, sowie das sanfte Flüstern zahlloser Zahnlücken nicht verhindern konnte. Mit den ersten Worten neigte sich nochmals gravitätisch huldvoll der Kopf vom Nacken bis zur Brust, doch nicht in gerader Richtung, sondern wie ihm die Nase gewachsen war, das heißt, schief, von der linken Schulter hinten nach der rechten vorn.

„Guten Abend, lieber Professor", erwiderte Wohlgemuth den Gruß des Vetters Finsterbusch, der seinen Titel Professor aus Paris herleitete, wo er auf seiner „großen Kunstreise", flüchtig vor seinen Gläubigern, durch Unterricht im Zeichnen und in der deutschen Sprache sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen gesucht hatte und, wie jeder Lehrende, professeur genannt worden war, welche Benennung er dann in sein heimatliches Heimstädt mitgebracht und gewissermaßen ins Deutsche übersetzt hatte.

„Ich habe", sagte der Professor mit jenem gedehnt docirenden Tone, mit dem er seinen angemaßten Titel zu begründen strebte, „ich habe bei dem Wandeln durch die Mannichfaltigkeit unsers heiligen Weihenachtsmarktes — ich sage mit Absicht: Weihenachts, weil es ethymologisch richtig, was ein anderes Mal auseinanderzusetzen ich bereit bin, also, wie gesagt, bei dem Wandeln durch den mannichfaltigen und lebhaften Geschäftsverkehr unsers Weihenachtsmarktes habe ich heute einen sehr verständigen Gedanken gehabt."

Rathmann Wohlgemuth war gefaßt, einen sehr unverständigen zu hören, und war erstaunt, etwas so Gescheidtes zu vernehmen, als die Aeußerung war, daß Vetter Finsterbusch, der sich für einen berühmten Meister unter den Malern hielt, und diesem stolzen Bewußtsein zu Liebe bisher jämmerlichst gefastet hatte, jetzt zum Broterwerb die Topf- und Porzellanmalerei betreiben wolle und für nächsten Jahrmarkt eine Bude voll solcher Waaren aufzustellen sich entschlossen habe. Rathmann Wohlgemuth war über diesen Entschluß nicht nur deshalb erfreut, weil er nun hoffen konnte, daß der bei sehr kümmerlichen Verhältnissen und mit sehr hohen Ansprüchen in Zerfallenheit mit sich und der Welt hinlebende Ver-

wandte zu einem ausreichenden Wohlstande dadurch gelangen werde, sondern auch, weil er dadurch die Industrie des Städtchens gehoben und den Glanz des Marktes durch den wichtigen Zweig der Porzellanmalerei bedeutend erhöht zu sehen in Aussicht hatte.

„Ich könnte und sollte, damit meine Gedanken darüber zur Geltung in die Welt treten, da jeder das Pfund, das der Herr ihm anvertraute, verwerthen soll — ich sollte ein Memoire, eine Dissertation, oder, ich will sagen, einen traité, lateinisch einen tractatus, herausgeben — ich muß endlich meinen Vorsatz ausführen, etwas herauszugeben, und so will ich beginnen mit dieser Abhandlung über die Kunst und ihr Verhältniß zum Leben, oder die Unzulänglichkeit des ideellen Sein-Wollens, gegenüber dem praktischen Haben-Müssen, oder kurz über die Nothwendigkeit des Fatums, welches liegt in dem Satze: «die Kunst geht nach Brot»"; so declamirte der Professor dem Rathmann gegenüber, der nicht wußte, was er damit wollte. „Ich würde darin nach den unumstößlichen Regeln einer Chrie, was da ist ein guter, regelrecht disponirter deutscher Aufsatz, zuerst mit dem Dictum beginnen und dasselbe dann in der Paraphrasis weiter ausführen; die Aestimatio, d. h. die allgemeine

Meinung, hätte ich ja von vorn herein für mich; durch das Contrarium würde ich meinen Gegner, sei es nun ein wirklicher oder fingirter, wie die Regula sagt, ja mein eigenes Gewissen, mein höheres Selbst, ad absurdum führen, d. h. widerlegen. Ein simile oder Gleichniß würde die heilige Schrift mir bieten — ich brauchte nur Vetter Gottfried darum zu fragen — und als Exemplum würde mir mancher berühmte Meister dienen können; ich will nur einen nennen, der, ein deutscher Meister, mir als einem deutschen Meister am nächsten steht, nicht im Styl der Auffassung, noch Darstellung — unsere Art zu malen, Gott! ist himmelweit von jener alten verschieden. Das ist keine Anmaßung von mir, Sie werden das selbst einsehen, Herr Vetter Rathmann; denn sagen Sie selbst, wie wäre es möglich, daß wir seit vollen dreihundert Jahren nicht weiter, nicht über diesen beschränkten Gebrauch der Lichteffecte und der Farbenmischung, über diese kalte, rein objective Auffassung des Lebens hinausgekommen wären? Nein, die Aufgabe unserer Zeit ist eine ganz andere, als es die von Lucas Kranach war, und ich will, wie gesagt, in Betreff der Kunst an sich in keiner Weise mit diesem überlebten Meister zusammengeworfen werden; wohl aber, was die Beziehung

derselben auf das Leben, also, von der absoluten abgesehen, ihre relative Bedeutung betrifft, so gibt es wohl darin Anknüpfungspunkte. Unser Kranach hat es sehr wohl gewußt, daß der Künstler, wenn auch ein Künstler, doch immer ein Mensch bleibt, an die Bedürfnisse des Lebens geknüpft ist und nur durch die Befriedigung derselben, wie unedel an sich sie auch sein mögen, existiren kann. Er war nichts weniger als solch ein abstracter Pinseler, Gott! wie wir so viel deren haben, wie Pilze wachsen sie aus der Erde, aber sie sind nicht werth zu sein und werden eben so rasch verderben, wie sie entstanden — nein, Meister Lucas war ein Mann, der eine Position im Leben hatte, eine Relation zur wirklichen Welt. Er war nicht nur der Künstler, er war der Chargirte bei Hofe, er war der Industrielle, der Inhaber eines großen Unternehmens, einer Holzschneidewerkstatt, einer xylographischen Anstalt. Ich will ja damit nicht sagen, daß ich selbst Hofmaler werden müßte. Nein, gewiß nicht, Vetter Rathmann. Ich weiß, was Sie auf Unabhängigkeit geben — was könnten Sie sein, wollten Sie nicht unabhängig sein! — und Sie wissen, ich hege dieselbe Gesinnung. Nein, ich meine die andere, die industrielle Richtung am Kranach. Sagen Sie selbst, wenn dieser

ein Kaufmann war, warum soll ich es nicht sein?“

Jetzt erst wurde dem Rathmann, der sich nicht erinnerte, außerhalb seiner Stadtverordnetenversammlungen, so lange Reden mit so kurzem Sinne gehört zu haben, endlich klar, was der etwas confuse Professor eigentlich sagen wollte: Er wollte mit seinem eingebildeten Künstlerstolze sich darüber rechtfertigen, daß er etwas Nützliches zu unternehmen im Begriffe war. Er hatte eigentlich Einreden gegen seinen ihm großartig dünkenden neuen Gedanken vom Onkel erwartet und, um dieselben sogleich niederzuschlagen, sich diese lange Rede sorgsam disponirt. Obgleich nun aber der Rathmann irgend einen Einwand zu äußern sich hütete, mußte er dennoch als fingirter Gegner alle die logischen Repliken anhören, die der große Geist, erfreut über seine Denkübungen, ihm zugedacht hatte.

„Aber dennoch“, so sprach er weiter, nachdem er den herabfallenden Mantel wieder malerisch drapirt hatte, „dennoch bin ich mit diesem Entschlusse nicht so rasch fertig gewesen. Ich sagte zu mir selbst: Finsterbusch, wenn es nur dein persönlicher Stolz wäre, den du zu überwinden hättest, und auch dieser ist etwas werth, denn stolz liebe ich mir den Künstler — aber nein, der Mensch ist

nicht nur der Mensch für sich, sondern auch der Mensch an sich, der Mensch als solcher, ein unablösbarer Theil seiner Gattung, lebend im Ganzen, mit Pflichten, aber auch mit Rechten an das Allgemeine, — das, Finsterbusch, sagte ich zu mir, ist deine Religion, und diese deine Religion willst du verlassen, wenn du statt allgemeinen, unendlichen Wirkens für die Kunst, für die Menschheit, für — für die Idee, für die — den — für das Absolute, wenn du statt dessen, so sagte ich mir, schnödem Egoismus, niedrigem Broterwerbe dich hingeben willst? Mit einem Worte, ein Apostat, ein Antichrist in deinem Sinne willst du werden? Das Alles sagte ich mir und war mir dessen sehr wohl klar; aber dennoch bleibt mein Entschluß stehen, nächstes Jahr eine Weihnachtsbude zu errichten. Denn ich sagte auch wiederum zu mir: Wohl, Finsterbusch, ist das deine Religion; aber brauchst du sie denn zu verleugnen, wenn du eine Bude bauest? Nein; denn was hat die Religion des Weltgeistes mit deiner Bude zu thun? Darum, weil du eine Religion hast, sollst du ein armer Teufel sein, da du doch Tausende lucriren könntest, wenn du nur wolltest? Darum, weil du eine Religion hast, soll es dir schlecht gehen; es möcht' kein Hund so länger leben, sagt Goethe, und die,

welche keine Religion haben, welche schlechter sind als du, sie sollen herrlich leben und in Freuden? Es war das keine Hinneigung zur Frivolität von mir; Gott bewahre! Weiche von mir, Satanas der frivolen Consequenzen! Ich bin nicht angesteckt von der Pest, welche die edelsten, die größten und die reinsten Geister unserer Zeit ergriffen hat. Wol aber sagte ich zu mir: es ist jetzt keine Zeit, ein Märtyrer zu werden; es ist die Zeit des Individualismus, sagte ich mir, das Sich-in-sich-selbst-hinein-verspinnt-zu-haben."

Die Schwierigkeit der letzten Wort- und Gedankenverwickelungen war so groß geworden, daß selbst der Professor sich aus ihnen nicht herauszuwickeln vermochte und, seine Verlegenheit zu verbergen, in ein heftiges Husten ausbrach. Nachdem der große Geist nun also endlich seine Bedenken überwunden hatte, sowol die individuellen als die generellen — was hat ein philosophischer Deutscher doch vor jedem Entschlusse für Bedenken zu erwägen! — da war er nun wieder Kleinstädter genug, sich etwas darauf einzubilden, daß er über ein Jahr eine Weihnachtsbude haben wollte. Er meinte, es werde der Stadt Ehre bringen, wenn ein Mann, wie er, ein Professor, die Porzellanmalerei in ihr zu einem niegeahnten Höhepunkte der Vollendung

brächte, und daß er nur Außerordentliches, noch nie Dagewesenes leisten werde, verstand sich ja von selbst! Ja er sah schon die Herren Rathmänner und den Bürgermeister und all' die Honoratioren der Stadt nebst ihren Frauen (o, er war so gern galant!) vor seiner Bude stehen und sie als die Perle des Marktes betrachten. Und er sah schon von nah und fern die Käufer herbeiströmen, und in der ganzen Umgegend hörte er schon von nichts sprechen als von der Porzellan-Malerei-Fabrik des berühmten Professors Finsterbusch, desselben, der eigentlich Historien-, Portrait- und Landschaftsmaler ist und Jahre lang in Paris historisch-physiognomische Studien gemacht hat, die er zu seiner Zeit in einem Album veröffentlichen wird, das die ganze Geschichte seines Jahrhunderts erst erklären soll. Der Professor sah sich plötzlich in einer unermeßlichen Bedeutsamkeit als Industrieller; das Städtchen Heimstädt war ihm mit einem Male ein Stapelplatz des Handels, der Weihnachtskram eine zweite Leipziger Messe geworden, seine Bude mit den bemalten Porzellantassen war der Mittelpunkt von alledem, und daß von Tausenden von Käufern Tausende von Thalern einkämen, schien ihm nicht mehr fehlen zu können.

Immer gewaltsamer wurde die schiefe Schwung-

bewegung des Kopfes, immer wilder das kühne Spiel mit dem Mantel, den er aufs kunstreichste mit der einen Hand stets festzuhalten und zu drapiren wußte, weil er die andere, für die er keinen Handschuh hatte, versteckt im Busen trug. Nachdem ihm der Rathmann, um ihn wenigstens für den Augenblick zum Schweigen zu bringen, eine Prise angeboten hatte, aber vergeblich, denn um zu schnupfen, war er zu ideal — so fuhr er, Weltschmerz in den Mienen, tief aufathmend fort: „Und es ist Zeit, daß ich endlich einmal Früchte ernte. Ich habe vieles gesäet und vieles geopfert und ich habe noch keinen Segen davon gehabt. Ich habe es Ihnen, aber nur Ihnen gesagt, Vetter; denn Sie sprechen nicht davon, weil ich es nicht liebe, daß man von mir sprechen soll. — Man könnte es für Großthuerei ansehen, mich mit allerhand Ausforschungen belästigen, und ich will einst meine Memoiren selbst schreiben, die ein Licht darüber aufstecken sollen, wie das Alles in unserm Jahrhundert so gekommen ist und so kommen mußte. Sie aber wissen es jetzt schon, bester Rathmann, woher die Gedanken stammen zu all' den großartigen Unternehmungen der Jetztzeit, welche den, der seit funfzig Jahren die Welt nicht gesehen, so in Erstaunen setzen würden, daß er nicht mehr

glaubte, auf Erden zu sein. Sie wissen es, um nur an Eines zu erinnern, wer zuerst den Plan entwarf, wer die ersten Actien zeichnete zu dem Eisenbahnnetz, das jetzt Europa umspannt! Ich war es, ich, der Gründer dieses Systems, der ich jetzt vor Ihnen stehe, ein verlassener Mann, um sein Eigenthum betrogen, betrogen um seine Gedanken, während die Betrüger den Lohn ernten; denn die, welche jetzt den Bahnhof vor unserm Städtchen bauen, sie bauen meinen Gedanken mit meinem Gelde! Also, ich habe genug der Allgemeinheit gelebt; ich will jetzt mir selber leben."

Professor Finsterbusch, Sohn eines wohlhabenden Oekonomen aus der heimstädter Gegend, dem die Heimat zu eng gewesen war, hatte, sobald er einige Vorstudien für die Kunst der Malerei beendet und nach dem Tode des Vaters sein nicht unbeträchtliches Vermögen in die Hände bekommen hatte, sich nach Berlin begeben, um dort eine Rolle als Künstler und als Weltmann zu spielen, und war von Gaunern, die seiner Eitelkeit zu schmeicheln wußten, durch Vorspiegelung mannichfaltiger Riesenprojecte, an denen namentlich auch ein speculativer Prinz betheiligt sein sollte, um sein ganzes Erbtheil betrogen worden. Die Rückerinnerung daran, und die phantastische Aus-

malung jener Zeit, wo er sich einbildete, im Mittelpunkte der europäischen Ereignisse einen seiner selbst würdigen Einfluß zu haben, war noch jetzt der einzige Trost, der ihm aus jenen Verlusten übriggeblieben war, und so lebte er sich mehr und mehr in diese Gedanken hinein, und je ferner jene Zeit hinter ihm blieb, um so fester fing er an, selbst zu glauben, was ursprünglich zum größern Theile nur leere Renommisterei vor den heimstädter Spießbürgern gewesen war, sodaß er selbst, in seiner Gegenwart wie in seiner Vergangenheit, Wahrheit und Lüge, auch wenn er es wollte, nicht mehr unterscheiden konnte. Bei manchem Witzlinge allerdings durfte er mit diesen imposanten Ideen von sich selbst hervorzutreten nicht wagen; die scheinbare Gläubigkeit des widerspruchslosen Rathmannes, der bei seiner Liebe gegen alle Welt Mitleid mit dem armen Teufel hatte, setzte seiner renommistischen Phantasie keine Schranken, und so konnte hier das verkümmerte Genie wahrhaft zügellos ausschweifen in der großen Meinung von sich selbst, sodaß es heute seinem geduldigen Zuhörer selbst wirr vor den Sinnen zu werden begann.

IV.

Es kommt noch ein Besuch, der aber immer noch nicht der überraschende ist.

Der Professor sprach eben noch von seinen Verbindungen mit dem Handelsminister von Rother, von seinem Einflusse auf die Speculationen der Seehandlung, auf die Gründung des Zollvereins u. s. w., als er in dem Wohlbehagen ungestörter Lügenhaftigkeit durch das heftige Oeffnen der Apothekenthüre unangenehm genug sich gestört sah. Aber auch diesmal trat nicht der Kunde ein, von dem Rathmann Wohlgemuth erwartet hatte, daß mit ihm das Steigen seines Geschäfts beginnen sollte; denn der ihn jetzt in Eile zu begrüßen vergaß, war ein Mann, der ihm nur Noth zu klagen kam.

Derselbe Vetter Feuerbrand, Hut- und Pantoffelmacher, den er durch einen Einkauf zu be-

glücken sich vorgenommen hatte, derselbe, wie immer, mit ruhelos rollenden Augen, abgezehrtem, überwachtem Aussehen und seinem unstetigen, hastigen Wesen — auch eine lange, magere Figur, aber von offenbar zunehmender, nicht von der abgeschlossenen Magerkeit des ältern Professors; auch auffallend gekleidet, aber nicht gleich diesem wie ein herabgekommener Modemann, sondern, Sommerweste und Pelzmuff vereinend, ein Emporkömmling, der mit der Mode erst den Anfang machen will — dieser Vetter Feuerbrand stürzte jetzt mit heftiger Entrüstung auf den ewig gelassenen Rathmann zu und, ohne in die Anrede „Onkel!" das Wohlbehagen zu legen, das er sonst darin fand, den Apotheker und Rathmann „Onkel" anreden zu dürfen, rief er, den Professor ignorirend, den er als einen herabgekommenen Menschen, der Familie unwürdig, verachtete, in tragikomischem Pathos laut aus: „Onkel, hier habe ich sie! Jetzt weiß ich's, jetzt ist mir alles klar, o entsetzlich klar. Ich bin ein ruinirter Mann. Ich kann nichts mehr thun, ich kann mir nicht mehr helfen, ich bin verloren, ich unterliege diesem Jahrhundert. Hier sind sie, die ich lange ahnte, von denen ich längst, ehe ich wußte, daß sie sind, wußte, daß sie sein mußten, die mich ruiniren werden, die

mich brotlos machen, mich und mein edles Weib und die armen Würmer hier, sie, gegen die für einen ehrlichen Mann kein Aufkommen mehr ist, sie, der Fluch des Jahrhunderts!"

Wohlgemuth wollte den erregten Vetter um Aufklärung bitten, was es wäre, womit er so unzart seiner Nase nahe kam; dieser aber schwenkte die bunten Filzpantoffeln in der Hand, denen seine Anrede galt, nur rücksichtsloser in der Luft umher, und da er einmal in den Predigerton verfallen war, den er von vielem Kirchenbesuche sich angeeignet hatte, so half keine Einrede, und Wohlgemuth mußte es über sich ergehen lassen, daß er mit frischen Kräften fortfuhr: „Schon zur Kirchweih' merkte ich, daß so etwas im Werke sein müsse; sie wollten nicht kaufen und meinten, sie kriegten sie billiger und besser. Ich aber dachte, um die Johanneswiese ist es immer so, da kauft Niemand nicht gerne was, weil es Hitze genug gibt; aber, dachte ich, euch soll nur erst frieren, und ihr werdet sehen, wo ihr sie billiger bekommt und besser gar. Und, dachte ich, wartet nur, zum Viehmarkt werdet ihr anders sprechen! Und der Viehmarkt kam, und einige Leute kauften, und die andern sahen sich's an und schüttelten die Köpfe und gingen weiter, und es war, wie gesagt, zum Vieh-

markt schon nichts los. Aber nun zu Weihnachten, Onkel, dachte ich, zu Weihnachten müssen sie kaufen, sie mögen wollen oder nicht. Und nun ist Weihnachten, und nun habe ich die Bude bauen lassen, und die kostet mich Geld, denn wir haben heutzutage nichts umsonst, nicht einmal den Platz dazu von der Stadt, der wir die Steuern zahlen müssen, daß der Bürgermeister dick wird wie ein großes Bierfaß; und neue Vatermörder und Manchetten hat mir meine Nanni auch dazu machen müssen, damit wir wie was Nobles aussehen, daß die Käufer uns nicht für solche Leute halten, wo sie so unchristlich herunter bieten können, und auch wegen Ihnen, Onkel, und wegen der ganzen noblen Verwandtschaft, insbesondere auch mit der Tante Bergräthin, sagte ich, denn wir denken, daß wir Ihnen Ehre machen sollen, wenn wir gleich nur Professionistenkinder sind, meine Nanni nicht, aber ich und meine Kinder; und ich wollte mir auch einen neuen Rock dazu anschaffen, so eine Art Mantel, was Sie Vallintod nennen — wie gesagt, nicht wegen mir, mit mir geht es auch noch so, aber wegen der Verwandtschaft eben. Meine Nanni aber sagte, auch wegen der ginge es noch so. Und so ließ ich's sein, und dachte, der Markt bringt dir was ein; die Kinder wollen so alle Tage

zu essen haben, und so wirst du nach Weihnachten sehen, wie es mit einem neuen Vallintod aussieht. Und das war gut, denn es ging auch ohnedem, indem es eigentlich allerdings gar nicht ging. Denken Sie, daß ein Mensch Pantoffeln kauft? von meinen Pantoffeln, die schon mein Vater vor dreißig Jahren gemacht hat, und wovon er lebte und mich zeugte und ernährte — der brave Mann, Gott lohn' es ihm! — Ich kann es nicht, er ist dahin, die edle Seele. — Und dieselben Pantoffeln, von derselben Wolle, denn die Menschen und die Staaten, sagen sie, ändern sich, aber das liebe Vieh und die Schafe bleiben dieselbigen, und deshalb ist auch die Wolle dieselbige; und mit denselben Mustern bedruckt, gerade den nämlichen Mustern — wir haben deren drei, Sie kennen sie ja, das mit den Strichen, mit den Quarrées und das mit den Sternen, das Sie selbst tragen, Onkel, und mit diesen drei Mustern in alles erdenklichen Farben; und eben so ist die Arbeit auch noch dieselbe, netto — derselbe Schnitt, und die Naht dieselbe, bis auf die Stiche, Stich für Stich! Ich bin ein Ehrenmann, und ich liefere nur gute Arbeit, und meine Nanni, das treue, edle Weib, sie näht auch mit — und sie ist Ihre Nichte, Onkel. Aber wie gesagt, diese Weihnachten hört alles

auf; die Zeit ist erfüllt, von der der Prophet Hesekiel spricht, daß sie kommen müsse, denn es kauft kein Mensch mehr meine Pantoffeln, dieselben Pantoffeln, an denen mein edler Vater sich zu Tode gearbeitet hat. Ich stehe wie ein Narr an meiner Bude und Niemand kauft; ein Paar Pulswärmer wol und von den alten Hüten, die aus der Mode gekommen sind, wol einen oder ein paar; aber das will nichts sagen — warum? — weil Pantoffeln mein Hauptgeschäft sind. Also es war mir klar, es kauft Niemand mehr. Aber warum kauft Niemand mehr? — Weil — da! hier! weil auch über die Pantoffeln die Erfüllung des Zeitgeistes hereingebrochen ist; die Pantoffeln werden nicht mehr von Menschen, sie werden von — Fabriken gemacht."

Damit hielt er nochmals die Pantoffeln empor und zeigte sie mit bebender Hand dem Onkel, indem er tief erschüttert fortfuhr: „Sehen Sie, Onkel, dieses Muster: Rosen, rothe und weiße, wie lebendige, und grüne Blätter dazu — drei Farben neben einander, oben ein Besatz von Plüsch und unten Randsohlen; und das Ganze — wissen Sie, wenn ich das herstellen sollte, und ich könnte es wohl, wenn ich wollte, so kostete mich das eine Stück von dem Paar funfzehn Groschen wenig-

stens — und wie verkaufen die das Paar? Zu zwölf und einem halben Groschen. Ist das eine Möglichkeit? Nein, das ist Hexerei. Warum? Weil kein rechtschaffener Mann damit fortkommen kann. Aber ich weiß", fuhr er mit großartigerm Tone fort, „was ich thun will. O, es ist noch nicht aller Tage Abend, und es ist mir nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich Zeit meines Lebens Pantoffeln machen soll, die ich nachher nicht verkaufen kann. Nein, ich bin ein Mann, der etwas unternimmt, ein Mann, der die Schule besucht hat, der seine eigenen Gedanken hat. Denn warum? Weil alle Menschen Gedanken haben. Ich habe Frau und Kinder, ein edles Weib und herrliche Sprößlinge unserer Ehe, und ich werde für sie sorgen. Ja, ich habe noch Ideen, und eine Idee, die ich ausführen werde. O, geht mir mit Weihnachtsbuden! Der Markt meiner Vaterstadt hat zum letzten Male mich als Pantoffelmacher gesehen. Undankbare Mitbürger, die ihr durch mich nicht erlöst werden wollt, von dem Uebel des Leibes und der Seele! Es gibt noch eine andere Menschheit, die an meine Ideen glauben wird".

Der Professor, der längst neidisch war auf Feuerbrand, daß im Städtchen außer ihm auch dieser Ideen haben wollte, und zwar Ideen nicht

nur der Vergangenheit angehörend, nein, gar für die Zukunft Erfüllung verheißende, wäre ihm längst niederschmetternd in das Wort gefallen, wenn sein Gewissen dem Vetter gegenüber heute frei gewesen wäre; so begnügte er sich, knurrend, wie ein Hund an der Kette, unwillig bisweilen hinein zu grunzen, Laute, die jetzt zum ersten Male verständlich wurden, worüber er selbst erschrak, als der Vetter vernommen hatte: „Kalte-Wasser-Ideen sind also auch Ideen?"

„Central-Amerika-Colonisationsactien sind also auch Actien?" gab Feuerbrand mit einem Zähnefletschen seines großen Mundes es ihm wieder, und der Professor, der nicht die Courage hatte, heute mit ihm anzubinden, that, als wäre er der Weisere und drehte ihm stolz den Rücken.

Rathmann Wohlgemuth, um als Friedensgenius die beiden Geister der Vergangenheit und der Zukunft auseinander zu halten, frug wohlwollend dazwischen, mit einem Blick auf die verhängnißvollen Pantoffeln bedenklich das Haupt schüttelnd: „Und wer hat die neue Fabrik gegründet?"

„Geheimrath Selbstherr", antwortete Feuerbrand zähneknirschend.

„Ja", seufzte der Professor, und auch er wollte die Versöhnung anbahnen, bei dem Gedanken, daß

gleiches Schicksal die Menschen verbinde, „ja, es ist nicht anders, sie wollen nur noch Reich und Arm, Ueberfluß und Hunger, und darum verschlingen sie uns alle, die wir noch einen Bissen Brot zu essen haben."

„Wie Sie etwa, Musje Professeur?" höhnte ihn der Pantoffelmacher.

Doch zu hoch, um von diesem Hohne getroffen zu werden, fuhr der Künstler fort: „Der Geheimrath Selbstherr — derselbe, der diesen ruinirt und auch meine Ideen mir gestohlen, der mein Project des Eisenbahnnetzes ausgeführt — oh, unersättliches Ungeheuer moderner Speculationswuth!"

„Und derselbe", grinste Feuerbrand ihn an, seine Nasaltöne nachahmend, derselbe, „der Ihre Gedanken des Zollvereins und der Donau-Dampfschifffahrt und Central-Amerika-Uebervölkerung Ihnen gestohlen?"

Daß der Professor erröthete, geschah aus reiner Bescheidenheit, denn er hatte es eben nicht gern, daß viel Wesens davon gemacht wurde, doch auch auf den höhnischen Ton des verachteten Pantoffelmachers biß er nicht an, sondern mit eiserner Consequenz gehörte er heute dem Frieden an; denn er wußte nicht wegen der Geschichte von neulich, ob jener das, dessen er sich bewußt war, gemerkt

hatte, und wenn er es gemerkt, dann hatte er tiefe Demüthigung zu fürchten. So zog er sich in sein höheres Bewußtsein resignirend zurück, mit erhabenem Neigen des Kopfes nur murmelnd: „Sie dauern mich!"

„Ich habe Sie gar nichts zu dauern", rief der Pantoffelmacher. „Es ist wahr, ich bin ein unglücklicher Familienvater, der brotlos geworden ist für sich und die zarten Seinen; aber ich bin noch kein verlorner Mensch, wie Sie Monsieur Professeur de Pinsel — selber Pinsel, der in seiner Verwandtschaft herumlungert und die frischen Würste stiehlt — ja, verachten Sie mich immerhin, mit Ihrem großen Riecher, es ist doch wahr, daß Sie meine Würste mitgenommen, und es wäre mir sehr lieb, wenn Sie auch diesen die Ehre zu Theil werden lassen wollten, dieselben für immer zu verachten!"

Es gibt bekannter Weise keine größere Unannehmlichkeit für einen großen Geist, als Verlegenheit in kleinen Dingen. Der Professor sah sich wegen einer Bagatelle aus der Misère des kleinen Lebens verdächtigt. Aber er wußte sich schnell darüber hinwegzusetzen, denn er brauchte es ja nur selbst nicht zu glauben, und die Beschuldigung war für ihn nicht da. Mit Mitleid in den welt-

verachtenden Mienen bat er den Rathmann, auf die Reden des exaltirten bedauernswürdigen Unglücklichen nicht zu hören.

Der Pantoffelmacher aber, von dem Stolze eines reinen Gewissens gehoben, fuhr weiter auf ihn los: „Nein, so weit bin ich noch lange nicht gekommen, von gestohlenen Würsten mich nähren zu müssen. Nein, es gibt noch ein Höheres, das meine Rettung sein wird, wie die Rettung der Menschheit von der Knechtschaft unter das Brotstudium und unendliche Qual des Leibes und der Seele. Ja, was der Herr thut, das ist wohlgethan, und dieser Schlag war kein Unglück für mich, sondern die höhere Fügung des Schicksals, das mich berufen wollte dahin, wo mein Platz ist. Ja, ich will, ein Apostel, ausziehen und predigen heißes Gebet und kaltes Wasser. Nur wo wir zur einfachsten Naturgabe zurückkehren und die Hülfe von oben erwarten, nur da ist Heilung möglich. In der hydropathischen Religion, in der religiösen Hydropathie liegt das Heil der Zukunft, das Erwachsen eines neuen Menschengeschlechtes, gewappnet, allen Anfechtungen des Satans und der Sinnlichkeit zu widerstehen. Ja, ich will ausziehen, wie der Herr mir befohlen, und ich werde wiederkehren reich an Segen und an Gütern, auch ein Capitalist

geworden, doch nicht durch den Ruin Anderer, sondern auf dem Wege des Herrn. Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene dort. Macht Pantoffeln in den Fabriken, ich aber werde, sobald das Eis aufthaut — —"

V.

Der überraschende Besuch trifft aber doch endlich ein und wird selbst überrascht.

Weiter konnte der Apostel für jetzt nicht predigen, denn nun ging wieder die Apothekenthüre auf und hereintrat der Fremde aus der Passagierstube, hinter dem des Vetters Gottfried's strahlendes Gesicht hereinleuchtete; dem Rathmann Wohlgemuth schlug das Herz noch höher, als wenn der erwartete neue Kunde endlich eingetreten wäre, da er an den weißen Zähnen und dem blitzenden Auge, trotz des großen Bartes, den Schwager Hans erkannte. Das Wiedersehen war lebhaft höflich von des Fremden, herzlich innig von des Kleinstädters Seite. Alsdann warf sich Hans, den Professor erblickend, mit parodirendem Theaterpathos an dessen Busen und nannte ihn: „Mein Mentor, du, du Phidias meines

Strebens, du Stern meiner Jugend!" Und dieser, in der That innerlichst gerührt, aber eitel, wie immer, auch in der Rührung, warf triumphirende Blicke auf den Pantoffelmacher, den Hans nicht begrüßt hatte, weil er ihn noch nicht als Mitglied der Familie kannte. Als Wohlgemuth aber die beiden neuen Vettern einander vorstellte, drückte Hans ihm freudig die Hand und rief in seinem ausgelassenen Humor fortfahrend aus: „Ein Vetter Pantoffelmacher? O herrlich, daß wir auch einen Pantoffelmacher zum Vetter haben! Ich kann sagen, damit ist einer meiner sehnlichsten Wünsche erfüllt; ich wünschte stets, daß wir universell wären und einen jeden Stand verträten; nur ein Pantoffelmacher fehlte uns noch. O, es ist eine wunderbare Familie, der ich angehöre; wunderbar reich an Talenten! Ich heiße Sie als Vetter willkommen, Vetter Pantoffelmacher!"

Feuerbrand, unter Seinesgleichen der Vorlauteste, war dem Gentleman gegenüber verlegen und wußte nicht, wie er es ihm zu verstehen geben sollte, daß er seinen Werth für die Familie noch gar nicht völlig zu schätzen wisse; denn wenn er ihn schon als Pantoffelmacher so honorirte, wie mußte er es erst thun, wenn er wußte, daß er war der Apostel der hydropathischen Gnadenlehre?

Bei dem Verstummen Feuerbrand's gewann Wohlgemuth Zeit, dem Schwager eine Nachricht mitzutheilen, die, so wenig erfreulich sie war, so schwer ihm auf dem Herzen lag: „Und Elsbeth — fragst du nicht nach Elsbeth?"

„Nun, meine Schwester, wo ist sie? Wie lebt sie?"

„Sie lebt eben noch."

„Was soll das heißen, Schwager?"

„Sie liegt, ich glaube, auf ihrem letzten Lager. Vor acht Wochen kam sie nieder, und sie ist seitdem nicht außer Lebensgefahr. Doch, Gott sei Dank, daß du kommst! Von deiner Gegenwart erwarte ich alles!"

„Mein Gott, ihr erschreckt mich", rief Hans in der That innerlichst erschreckt. „Ich weiß von nichts, ihr habt mir nichts gemeldet."

„Wir wußten ja nicht, wo du warst."

„In München — wo sonst?"

„Wir glaubten dich in Italien oder Berlin. Davon hattest du im letzten Briefe geschrieben."

„Nein, nichts von beidem, es fehlte mir an den nöthigsten drei Dingen: Geld, Geld und nochmals Geld. Erst jetzt ist mir es möglich. Aber nach Berlin — nein, schwerlich. Mir graut vor

dieser Residenz der ewig nichtssagenden Höflichkeit und des impertinent guten Tons."

„Hast du also dein Bild verkauft?"

„Endlich. Die «verwundete Amazone» an den Geheim-Commerzienrath Selbstherr in Berlin."

„Der mich meiner Ideen beraubt", unkte Finsterbusch dazwischen, und „der mich ruiniren wird", knirschte Feuerbrand in sich hinein, die beiden Pantoffeln aus der neuen Fabrik hinter sich zusammenkneifend, weil er sonst an Niemand anders sich rächen konnte.

„Er ist mein Gönner", setzte Hans rasch und absichtlich unbefangen hinzu. „Ich lernte ihn auf einer Alpenreise kennen, ein charmanter Mann, ein Mann von Welt und Geist, ja von Gemüth sogar", sagte er lachend, „ein Mäcen für Kunst und Wissenschaft. — Doch nun, meine Schwester, Schwager, meine arme, kranke Elsbeth, wo ist sie? Rasch laß sie mich sehen."

„Jetzt unmöglich. Des Abends hat sie Fieber", antwortete der Rathmann in seiner ernsten, gefaßten Weise, „du mußt bis morgen warten. Leg' indeß im Fremdenzimmer deine Sachen nieder."

„Aber wenn Elsbeth krank ist, so kann ich dich nicht belästigen. Deine Wirthschaft wird schwierig

genug sein. Ich gehe zu Wangrood oder auch zu Gottfried —".

„Fürchte nichts, daß es dir an etwas fehlen wird, von dem, was wir überhaupt dir bieten können", antwortete der Rathmann. „Meine Wirthschaft ist deshalb immer vortrefflich besorgt. Dorchen ist im Hause, und du weißt, wo sie waltet, da ist man gut aufgehoben."

„Wie, was? Dorchen hier im Hause? O, das trifft prächtig zusammen — — ich meine, das hatte ich nicht erwartet." So verfiel Hans, der all den überraschten Verwandten gegenüber bis jetzt immer noch eine weltmännische Glätte nicht durchbrochen hatte, nun zum ersten Male in wahrhaft innige Theilnahme, die bei Gottfried das alte, warme Interesse für ihn wieder ganz wach rief, das durch die bisherige Oberflächlichkeit seines Benehmens erkältend angehaucht war.

Nun ließ Hans die Originale Finsterbusch und Feuerbrand rücksichtslos im Stich und eilte, seine jugendliche Schwägerin zu sehen, aus der Apotheke auf dem altgewohnten Wege durch das dunkle, kalte Laboratorium, und als er die zweite Thüre zu dem dahinter gelegenen Wohnzimmer öffnete, welches traulich holde Bild stellte sich da seinen freudig erregten Sinnen dar!

Die Stube war nur erleuchtet durch den zum schmalen Fenster matt hereinfallenden bläulichen Schein der beschneiten Dächer, und durch die roth-zuckenden Flammen des zischenden, knisternden, prasselnden Ofenfeuers, vor dem in vollem zitternden Lichte, große Schatten an den Wänden und der Decke hinaufwerfend, eine Gruppe sich zeichnete, die durch den Duft von Tannen und Wachskerzen — denn kurz vorher war der Weihnachtsbaum hier ausgeputzt und dann vor den Kindern eiligst versteckt — ganz eigenthümlich weihevoll an das Willkommenfest des Christenheilands erinnerte.

Da kniete, von der Purpurglut des Ofenfeuers wie von einem Heiligenschein übergossen, eine schlanke, dunkel bekleidete, goldblonde Frauengestalt, in der Weise mittelalterlicher Tracht würdevoll und behaglich in den Hüften ruhend, mit eben der züchtig holden Mischung von jungfräulichem Bangen und mütterlicher Sorgfalt, die von der Gottesmutter vorzüglich auf den seelenvollen Bildern des deutschen Altmeisters Dürer entgegenzustrahlen pflegt. Neben ihr ein siebenjähriges Mädchen, in dessen krausblonden Flechten der Lichtschein schimmernd widerglänzte, die eine Hand, wie scheu einen Schutz suchend, auf Dorchen's Schulter gelehnt, in der anderen einen großen schlanken Tannenzweig mit

der Haltung, wie sonst auf Bildern die Engel einen Lilienstengel zu tragen pflegen, in den kindlich-seelenvollen Mienen ein fast geisterhaftes Auge, wie es in dem Kinde schon der Jungfrau Sehnen und den Ernst des Weibes ahnen läßt, sanft die ungestümen Bitten des derben, gedrungenen, jüngeren Knaben unterstützend, der auf der andern Seite kniend Dorchen's Hals mit beiden Händen gewaltsam umschlungen hatte, während diese auf einer hölzernen Fußbank vor sich in weißem Hemdchen mit nackten Füßen den jüngsten zweijährigen Knaben hielt, den sie eben, um ihn zur Ruhe zu bringen, entkleidet hatte, und der, ohne den Zusammenhang dessen, was vor sich ging, schon recht verstehen zu können, seine kleinen Hände zusammenschlug und sein „bitte, bitte" stammelte. Der große, ebenso häßliche als gutmüthige Hauspudel saß wie zur Familie gehörend auf den Hinterfüßen mitten unter den Kindern und schien mit seinen altklugen Mienen die Unterhaltung sowol als die Ueberwachung der Kinder zu theilen.

VI.

Wie Dorchen eben, da sie überrascht wird, den Kindern ein Weihnachtsmärchen zu erzählen im Begriffe war.

Dorchen hatte den Kindern, damit sie folgsam, früher als sie gewohnt waren zur Ruhe gingen, und sie selbst den Abend auf die Pflege der kranken Mutter und die Vorbereitung zur morgigen Bescherung anwenden könne, ein Weihnachtsmärchen erzählt. Sie hatte erzählt von drei artigen Kindern, deren Mutter auch krank war, sehr krank, so krank, daß sie nun den Kleinen kein Fest bereiten, keinen Kuchen backen, keine Geschenke vom Weihnachtsmanne holen und keinen solchen Baum aufputzen konnte, von dem das schöne Lied des Dichters der Kindheit heißt:

Auf den Feldern,
In den Wäldern

Manch' ein Baum wol prangend steht,
Der von linden
Frühlingswinden
Wird von Blüten übersät.
Der in Hülle
Und in Fülle
Gold'ne Frucht am Zweige trägt;
Wo in süßen
Wechselgrüßen
Nachtigall und Finke schlägt.
Aber saget,
Ob wol raget
Je ein Baum in solcher Pracht,
Wie der reiche,
Dessen Zweige
Strahlen in der heil'gen Nacht!
Und noch wahrer
Und noch klarer,
Als die Lichtflut euch entzückt,
Glänzt aufs neue
All' die treue
Liebe, die den Baum geschmückt.

Und die kranke, liebe Mutter hätte gehört, wie die Kinder das Lied sprachen, und da sie doch solchen Wunderbaum morgen nicht finden sollten, sei sie sehr betrübt gewesen und habe zum lieben Gott gebetet: „O, lieber, guter Gott, mache, daß ich nur bald wieder gesund werde, nicht meinetwegen, denn ich dulde alle Leiden gern, die du über mich verhängt hast, aber meiner lieben Klei-

nen wegen, damit ich ihnen zeigen kann, wie ich sie lieb habe; und so lange ich nicht für sie sorgen kann, so wirst du sie doch in deine Obhut nehmen und ihnen Vater und Beschützer sein!"

Und der liebe Gott, der die Bitten aller guten Menschen erfüllt, aller Eltern, die ihre Kinder, und aller Kinder, die ihre Eltern lieben, hätte auch diese Bitte erfüllt. Denn des Nachts, als die Kinder sanft und fromm beim Gebete entschlafen waren, seien sie plötzlich erwacht durch eine wunderliebliche Musik, wie herrlicher, ferner Kirchengesang, und einen wunderlieblichen Schein, wie er weder von Sonne noch Mond, sondern nur von einem wunderbaren himmlischen Lichte kommen könne, hätten sie wahrgenommen, als sie die verschlafenen Aeuglein aufthaten, und in dem Scheine einen weißen Engel; vor dem hätten sie sich anfangs gefürchtet, aber er hätte sie so gut angelächelt, daß sie glauben mußten, er könne es wol recht gut mit ihnen meinen und wol gar mit ihnen spielen, und da hätten sie ihn unverzagt gefragt — denn gute Menschen brauchen sich ja doch im Himmel und auf Erden vor Niemand zu fürchten — ob er ihnen gut sei, sie wären ihm auch gut. Und da sagte der Engel, er sei es auch, und er sei vom lieben Gott geschickt, weil sie so fromme Kinder wären

und eine so fromme Mutter hätten, und er solle sie mit sich nehmen, weil sie zu Hause keine Weihnachten hätten, damit sie sähen, wie den Kindern im Himmel beschert würde, und daß fromme Menschen nie zu verzagen brauchten. Da seien die Kinder schnell aufgesprungen und hätten sich angekleidet, und was ihnen sonst so schwer gewesen sei, sodaß sie manchmal dabei weinten, die Strümpfe anzuziehen und die Schuhe zuzuschnüren, das hätte jetzt der Engel nur mit einem Finger angerührt, und da sei es gethan gewesen und wie von selbst seien ihnen die Kleider angegangen, und das ganz kleine Brüderchen, so klein wie Fritzchen, hätte er selbst im Nu angekleidet und auf den Arm genommen; dann hätte er sie alle Drei hinweggeführt und da seien sie plötzlich in einem hellen, großen Saale gewesen von lauter Edelsteinen, mit Säulen von weißem Alabaster und einer Decke von blauem Azur und tausend und tausend flimmernden Lichtern, und da habe der Engel jedem eine Schachtel mit Spielzeug gegeben; die hätten sie ausgeschüttet, und da hätte Riekchen eine große Menge von Tellern und Schüsseln, Tassen und Löffeln, eine ganze kleine Wirthschaft aufgestellt, und Max einen schönen großen Baukasten, aus dem er sich ein Haus gebaut, was er so gut konnte, als hätte es der

Baumeister gemacht, er wollte ja auch selbst ein Baumeister werden, und Fritzchen endlich eine große Herde von Bä-Lämmchen und Mecker-Ziegen und Muh-Kühen. Und wie sie mit dem Aufstellen fertig waren und sich alles anschauten, da mit einem Male wären das Haus und die Schüsseln und die Thiere gewachsen und immer mehr gewachsen, sodaß sie bald größer waren als die Kinder und die Kinder anfingen, sich gewaltig zu fürchten; und da nun hätten sie gesehen, daß ja über ihnen der Saal der blaue Himmel war, mit seinen weißen Wolken und den lichten Sternen, und eben ging die Sonne auf, wunderschön hell und klar, und da sahen sie, daß sie ein wirkliches stattliches Haus vor sich hatten und eine wirkliche herrliche Menage von Porzellan und braunem Thone, und lebendige Lämmer und Ziegen und Kühe, die zu ihnen herangesprungen kamen, und da hätten sie auch den Engel wieder gesehen und der habe ihnen mit seiner holden Stimme gesagt: Das Alles, liebe Kinder, hat euch der liebe Gott beschert, weil ihr eine fromme Mutter habt, und wenn ihr so fromm werdet, wie sie es war, so sollt ihr auch ewig im Himmel bleiben — —"

„Aber die Mutter!" hatten da die Kinder zu Dorchen gerufen, „was sagte da die kranke Mut-

ter, daß die Kinder am andern Morgen nicht im Bettchen lagen und nicht guten Morgen sagten? Bitte, bitte, das erzähl' uns weiter, Tante — bitte, bitte!"

Dorchen hatte sagen wollen, sie sei auch in den Himmel zu den Kindern gekommen, und sie alle seien dort von nun auf ewig vereint gewesen; aber als das Wort auf ihrer Lippe schon schwebte, mußte sie an den bedeutungsvollen Sinn denken und, traurig die Kleinen anblickend, deren Mutter vielleicht in Wahrheit bald, aber ohne die geliebten Ihrigen, dort oben verweilen sollte, fühlte sie es wieder einmal, und in diesem Augenblicke tiefer denn je, wie unser ganzes Dasein eine ewige Frage an den Allmächtigen ist, und wie uns auf Erden nichts gewiß bleibt außer seiner Offenbarung der Liebe, der Liebe von ihm und zu ihm, und der Liebe, die wir unter einander haben sollen.

In diesem Augenblicke nun trat geräuschvoll, hastig und jubend der Fremde herein. Sie schrak zusammen über diese unerwartete Störung und, als sie erst Hans erkannte, so heftig, daß nur die Purpurglut des Kaminfeuers ihr Erbleichen verbergen konnte.

„Mein Gott, Sie, Sie sind es!" stammelte sie, indem aus Furcht vor dem fremden Manne

die Kinder sich an sie schmiegten, der kecke Max aber eine trotzige Miene annahm, die zeigen sollte, daß er seine Märchenerzählerin zu schützen entschlossen sei, worin der Hund durch bedächtiges Kopfschütteln und Knurren ihn unterstützen zu wollen sich merken ließ.

„Nein, du verkennst mich wol? Das «Sie» gilt doch nicht für uns! Du, du Dorchen, mit «du» heiße mich willkommen!" rief Hans aus, mit der Herzlichkeit, die ihm so männlich schön stand, beide Hände ihr entgegenstreckend.

Zitternd vor dem Schreck, mit dem Kinde auf dem Arme, erhob sich Dorette von dem Fußboden und, verlegen zur Erde niederblickend, ließ sie den Vetter näher an sich herantreten, sich in die Arme schließen und von dem unantastbaren Rechte der Verwandtschaft Gebrauch machen, auf ihre kalten, widerstandslosen Lippen einen herzhaften Kuß zu drücken.

Hans mußte lächeln, als bei dieser Umarmung zufälligerweise seine Hand auf das unbekleidete Wädchen des kleinen Buben traf, den sie im Arme trug. Rieckchen, deren Kleid bereits hinten aufgehakt war, floh erschreckt zur Thür hinaus; Max kniff den fremden Mann als Ritter seiner Tante ins Bein, der alte Bello klaffte so entschieden, als er bei seiner

Altersschwäche nur noch konnte, und als Fritzchen, sei es durch die Berührung des fremden Mannes erschreckt, sei es durch die Aengstlichkeit der Jungfrau angesteckt, die Wärterin wie zu ihrem und zu seinem Schutze umarmend, mit der rührend komischsten Miene, die ein weinendes Kind je gemacht hat, über den „baba Mann" ein gellendes Zetergeschrei zu erheben begann, da mußte der humoristische Onkel über diese Burleske, die aus dem Madonnenbilde sich so plötzlich entwickelt halte, laut auflachen, und er lachte so keck und ausgelassen, wie Dorchen es nicht zu hören gewohnt war und in diesem Trauerhause passend zu finden nicht vermochte.

In diesem Augenblicke zischte es in dem Ofen; der Thee für die Kranke kochte über. Hastig bückte Dorchen sich nieder, erfaßte den Topf mit der einen Hand, die ihr frei war, und eilte, nicht achtend, daß das siedende Wasser ihr die Finger verbrannte, zur Thüre furchtsam hinaus, um nur den peinlichen, zwischen Schreck und Jubel, Innigkeit und Angst schwankenden Empfindungen dieser Scene zu entfliehen.

VII.

Wie Hans einen Monolog hält, aus dem wir erfahren, daß er an Träume glaubt.

Hans bat, ihn in das Gastzimmer zu führen, damit er seine Kleider ordne. Und so war er bald allein in dem freundlichen, grünen Zimmer mit den reichen, weißen Gardinen und den saubern, hochaufgethürmten Betten, in dem er vor Jahren schon so manches Mal nach harmlos, glückselig verlebten Tagen, die frohe Gesellschaft der herzlichen Seinen verlassend, mit dem Lichte in der Hand wie heute in die Einsamkeit eingetreten war, um die Scherze und Erfahrungen, die Stimmungen und Anschauungen des Tages nochmals an seinem innern Auge vorübergleiten zu lassen, zu künstlerischen Gruppen sie aneinanderreihend, und dann von diesen holden Bildern zu holden Träumen, aus

dem anregenden Wachen in erquickenden Schlaf hinüber zu gleiten.

Schon oft auf der heutigen Reise, wenn er den altbekannten Conducteur, oder ein unverändertes, unorthographisches Gasthausschild erblickt hatte, war diese Vergangenheit wieder ihm aufgedämmert und jetzt plötzlich, beim Anblick Doretten's, in hellem, rosigen Lichte lebendig, wie gestern erst geschehen, in ihm erwacht. Als jetzt aber von diesen altvertrauten grünen Wänden alle jene Bilder, Träume und Pläne der Jugend von Schönheit, Kunst, Liebe und Ruhm ihn so traulich anlachten, und als er bei dem Vorüberschweifen seines Blicks über den schmalen Spiegel den wüsten Bart, die männlich herben Züge, diesen zwischen Mattigkeit und Feuer funkelnden Blick wahrnahm, da fiel ihm die Kluft zwischen dem Jetzt und dem Damals erst auf, da mußte er erschrecken, wie jene Vergangenheit ihm eine vergangene war für immer.

Er vergaß es, seine Haare zu ordnen, seine zerdrückten Kleider zu wechseln; riß nur den warmen Reiseshawl vom Halse und, mit großen Schritten im Zimmer auf- und niedergehend, warf er in abgebrochenen Sätzen die in ihm gährenden Gedanken vor sich hin.

„Nun bin ich ja hier, hier, an dem einzigen

Orte, den ich meine Heimat nennen könnte, wenn ich irgend eine Heimat hätte! Einst, da phantasirte ich mich hier in so heimische Träume hinein. Aber da kam das Verlangen nach Freiheit, die Sucht nach Ruhm, der unwiderstehliche Drang des Talentes, und von sinniger Schwärmerei trieb es mich hinweg zu rastloser Arbeit, zur Concurrenz des Egoismus und der Begeisterung jener sonderbaren so kleinen Welt, die sie die große nennen.

„Keine Liebe wollte ich, nur Ehre; keine Träume von Glück, nur noch Bilder für die Leinwand durfte meine Seele schauen. Ich bin aus dem Jüngling ein Mann, aus dem Schüler ein Künstler geworden. Was ich damals wünschte und was ich erreichen konnte, ist's nicht erkämpft? Und doch nun wieder hier in diesen altvertrauten Wänden, bei ihnen Abbitte zu thun, daß ich sie so lange verschmäht, sie anzuflehen: Weht mich wieder an mit den Träumen der Jugend, mit den Phantasien des Glücks; verscheucht mir den einen schweren Traum, o den verdammten schweren Traum von Amely, der mir wie ein Alp auf Geist und Nerven lastet!"

Und noch einmal ging der Traum an ihm vorüber, der erst vor wenigen Tagen sein ganzes Wollen und Empfinden ihm erschüttert hatte.

Auf einer Studienreise in die Alpen hatte er vor wenigen Monden eine Dame kennen gelernt, die ihn entzückte durch ihre originelle Mischung von Witz und Empfindung, von Hochmuth und Güte, von Dreistigkeit und Leiden, Unbändigkeit und Grazie, durch die frische Glut ihres Auges, durch die blendende Pracht ihrer Farben und das stets sprudelnde Leben in ihren Worten, Mienen und Bewegungen. Aber er hatte mit Charakter seine aufsteigende Empfindung, mit Schroffheit ihre entgegenkommende Gunstbezeigung bis zum letzten Tage zurückgewiesen; denn der Unterschied der Stände hatte sich als eine unübersteigliche Schranke zwischen sie und ihn gedrängt. Was galt sein Adel und seine Künstlerschaft gegenüber dem Werthe des Goldes und dem Bürgerstolze des soliden Hauses! Sein rein menschliches Bewußtsein sagte ihm: Nur du, der Künstler, der Mann des Ideals, kannst den ganzen Werth dieses Mädchens würdigen, und nie wirst du einen Schatz, der diesem gleichkommt, je wiederfinden. Aber daß all' der Werth seiner Persönlichkeit, der ihm sein Alles war, auf den er der ganzen Welt gegenüber trotzen zu können meinte, wie eine Illusion, eine Lächerlichkeit, ein Nichts in die Wagschale fallen konnte gegen die metallenen Gewichte, die durch die Verhältnisse an

sie gehängt waren, das hatte ihn gegen die Gesellschaft, gegen das Mädchen selbst erbittert. Und hatte er nicht Recht, ihr selbst zu mistrauen, die, als sie zu einem unerhörten Schritte der Gunstbezeigung gegen ihn sich hatte fortreißen lassen, ihm das letzte Wort sagte: „Ich könnte nie einem Maler trauen!" Ehe er eine Demüthigung, gegen die vor keinem Gerichte der Welt es ein Recht, eine Appellation, und nirgends eine Rache gab, zu erleben Gefahr lief, zog er von allen Erfolgen und aller Glückseligkeit des äußern Lebens, auch dem edelsten und erhabensten, in sein trotziges Selbstbewußtsein, die Welt seiner künstlerischen Schöpfungen sich zurück. Hier war er ja souverain, souverain wie ein Herrscher und souverain wie ein Bandit; hierher stahl er sich der stolzen Amely Bild, hier war sie sein Besitz, sein unantastbares Idol. Er malte Amely, aber nicht in einem Rahmen; in zahllosen Gestalten und Situationen lebte sie vor ihm, wie er sie gesehen und wie er sie geträumt, jetzt eine kühne fürstliche Jägerin, dann ein einfaches frisches Alpenröschen und wieder als die elegante stolze Dame des Salons, jetzt als Julia, von Romeo sich trennend, dann wieder als die Gattin des Mohren, welche die Eifersucht ermordete, als übermüthig den Amor neckende Psyche

und als keusch im Bade erschreckte Diana — was er sah und was er dachte, was er gestaltete und was er entwarf, es war ihr Bild mit den unerschöpflichen Reizen ihres Lächelns und ihres Augenniederschlagens, ihres Antlitzes und ihrer Figur, ihrer Toilette und ihrer Bewegungen — er mochte sie blond oder brünet, mit Augen sanft oder feurig, in der Phantastik malerischer Gewandung oder in der unverschleierten Schönheit plastischer Gestalt im Skizzenbuche seines innern Auges verzeichnet haben — o, welche Fülle der Pläne sproßte auf in der durch ihr Lob froh über das Vollendete, muthig für das zu Schaffende aufstrebenden Malerseele, die von dem begeisterten Hauche der Liebe angeweht war! Und in allem dem war es das eine Leben, die eine Grazie, deren Zauber ihn in ihrer Nähe getroffen.

Hatte er auch in Wirklichkeit sie zu besitzen resignirt, so konnte er doch stolz sich sagen, es war ja der schönere Theil ihrer Schönheit, es war das Ewige in dem, was in ihr vergänglich war, was er besaß — denn was er angeschaut hatte, war ja sein Eigenthum, und mit all' seinem Eigenthume gehörte er der Kunst.

Da trifft ihn in diese Fülle des Schaffens hinein wie ein zündender Blitz die Nachricht, daß sein

seit Jahresfrist durch alle Kunstausstellungen umherwanderndes Gemälde, „die verwundete Amazone", endlich in Berlin einen Käufer gefunden, der ohne zu handeln die enorme, im Uebermuthe gefoderte Summe gezahlt — und der Käufer war Amely's Vater.

Was sollte das heißen, daß die befreundete Familie sein Gemälde gekauft, das durch unverschleiertes Hervortreten weiblicher Schönheit für ein mädchenhaftes Auge nicht eigentlich geeignet war? Bei einem Weltmanne, wie der geheime Commerzienrath Selbstherr es war, der kein überflüssiges Wort je sagte, der nie eine Handlung that, ohne irgend einen bestimmten reellen Zweck, der keine 1000 Thaler wegwarf, nur um ein Bild zu besitzen, wie sollte er bei ihm dieses Opfer deuten?

Sollte er in Amely's Hochmuth sich getäuscht haben, und war jene verhängnißvolle Aeußerung, die ihn von ihr hinwegtrieb, vielleicht eine Herausfoderung, seine Neigung zu erklären? Hatte sie den Eltern ihre Liebe gestanden und sie zum Ankaufe des Bildes veranlaßt, um ihm Hoffnung zu machen?

Für Hans waren alle gefaßten Entschlüsse dahin. Der Kampf der Leidenschaft mit dem Stolze des Künstlers begann in qualvollem Wechsel von

unbezwinglich sich dünkendem Selbstvertrauen und entmuthigender Angst und Zurücksetzung, von jubelndem Triumphbewußtsein künstlerischer Schöpfungskraft und dem niederschmetternden Zweifel des Gedankens, daß alle Künstlerschaft, aller Werth der Persönlichkeit nur Illusionen sind, gegenüber den Interessen, welche die Welt beherrschen.

Aber dieser geheime Commerzienrath, dieser Speculant, so glücklich, daß er des Speculirens überdrüssig zu sein schien, so reich, daß er das Geld gar nicht mehr schätzen konnte, dieser tiefgebildete Staatsmann und Mäcen, dieser fast lächerlich schwärmende Gemüthsmensch, wie Hans ihn kennen gelernt, konnte der nicht von der gemeinen Regel eine Ausnahme machen?

Dennoch war es ihm nie einen Augenblick heimlich gewesen in seiner Nähe. Bei aller Weichherzigkeit hatte er nie Herzlichkeit, bei aller Empfindsamkeit des kränkelnden Alters nie Offenheit offenbart. Nie hatte Hans bei ihm zu dem dringen können, was der innerste Beweggrund dieses vielthätigen Mannes, was das einige Herz seines Wesens sein mochte, von dem all' sein Denken und Thun ausging.

Aber war Hans nicht eben ein Mann, um einem solchen Weltmanne gegenüber zu treten? Mochte

man mit ihm wollen, was immer, konnte nicht auch er wollen, wenigstens ergründen wollen, was man von ihm dachte? Hatte er sich damit etwas vergeben, wenn er die Gesinnung dieses so schwer zu erforschenden Mannes zu erforschen strebte? — Er konnte ja wie zufällig vorläufig ankommen, und wenn er erfahren hatte, wie man ihn empfing, dann thun und lassen, was er für gut fand.

Er hatte im frischen Uebermuthe seiner Jugend noch nie die Liebe in ihrer völligen, das ganze Leben und den ganzen Menschen in Anspruch nehmenden Gewalt kennen gelernt. In rasch wechselnden Neigungen hatte er die Schönheit der Frauen gesucht; das Herz eines Mädchens zu besitzen, diese Sehnsucht hatte erst Amely in ihm erweckt. Bei ihr hatte ihn der Zauber befallen, der Zuversicht einer echten, unverbrüchlichen, schicksalbestimmenden Liebe vertrauen und sich selbst hingeben zu dürfen. Aus der Leidenschaftlichkeit, mit der er diesem oder jenem Enthusiasmus für weibliche Reize der äußern Erscheinung, wie er für seine Kunst sie darstellbar finden konnte, sich zugeneigt hatte, war eine Leidenschaft erblüht, die zur Frucht seines ganzen Lebens gereift sein wollte. Und jetzt schien ihm an einem solchen Gefühle der Anhänglichkeit, an dem Schicksal dieser Leidenschaft, da sie einmal erwacht

war, Sein und Nichtsein, das Schicksal seines Lebens zu hängen.

So war er denn entschlossen, um sein Höchstes zu gewinnen oder zu verlieren, den Kampf zu wagen. Er wollte schleunigst nach Berlin. Die Staffeleien wurden zusammengepackt. Einzelne Entwürfe, vorzüglich Erinnerungen an die Reise, noch eilig hie und da weiter ausgeführt, waren in die Mappe gelegt, um beim ersten Familienthee sie vorlegen zu können. Elegante Garderobe, modischer, aber weniger geschmackvoll, als der Künstler sie gewohnt war, wurde angeschafft. Mit klopfendem Herzen hatte er die Koffer gepackt. Morgen sollte er fort; noch das Weihnachtsfest wollte Hans in der Nähe des Ideals feiern.

Da am Abende vor der beabsichtigten Abreise trifft ein Künstler aus Berlin bei ihm ein, ein Mann des Salons — man sagte von ihm, der Theetisch sei sein Atelier.

Wie zufällig erkundigte Hans sich oberflächlich nach der Familie, deren gleichgiltige Bekanntschaft er gemacht habe, und der Theetischkünstler, der über alle Specialitäten Berlins fertig aburtheilende Bonmots auf der Zunge hatte, sagt ihm unter Anderm: „Die Leute lieben das Geld über alles, aber sie sind gebildet genug, deshalb vor sich selbst

erröthen zu müssen, und so scheinen sie die Künste zu lieben. Sie geben Soiréen — es ist zum Lachen, wie sie selbst sich damit quälen; der nervenschwache Alte haßt nichts mehr als Geselligkeit."

Hans wandte ein, er habe in dem mehrwöchentlichen Beisammensein auf der Reise das Gegentheil glauben müssen. Der Fremde lachte laut auf: „Der alte Geheimerath ist länger als über Table d'hote mit Ihnen zusammen gewesen? O das mußte köstlich sein, zu sehen, wie ihn das quälte, welches Opfer er damit seiner Tochter brachte! Denn, bester Sedlitz, das Glück dieser Gesellschaft verdanken Sie allein der Tochter, die den Papa und seine Million mit ihrer artigen Unartigkeit völlig im Pompadour hat. Daß sie aber so lange grausam gegen Väterchen war, der höchstens mit Leutchen zusammen sein kann, die ihm hofiren oder denen er, darauf können Sie sich etwas einbilden — und das soll eine prächtige Stadtanekdote werden für die beginnende Saison! Ich danke Ihnen, Sedlitz, Sie helfen mir geistreich sein!"

Hans frug nach der Frau vom Hause, die er noch nicht kannte, und er vernahm: „Gott sei Dank, daß die im Hause ist, sonst drehte Amely die Wirthschaft um und um. Die Mutter hält sie mit ihren Intriguen ganz unvermerkt im Zügel,

denn sie hat viel, sehr viel Verstand und einen unnahbaren Stolz. Der Alte ist die reine Gemüthlichkeit, die Gemüthsschwäche! Doch sie, die Mutter — der reine Egoismus. Ich glaube, sie ist organisch nicht richtig construirt — sie hat kein Herz!"

Wie es oft geschieht, daß Verhältnisse des Lebens mit einem einzigen Blicke in einem neuen Lichte vor uns sich entwickeln, so meinte auch Hans plötzlich das Benehmen des vornehmen Gönners zu verstehen, in dem er nichts als Heuchelei und Egoismus jetzt erblickte.

Von neuem begann der Kampf seines Stolzes und seiner Liebe, seines Selbstvertrauens und seiner Furcht vor Lüge. Und in der Nacht nach diesem Abende war es, wo der erwähnte erschütternde Traum ihn traf und seinen Entschließungen den Ausschlag gab.

VIII.

Was Hans geträumt hatte und was er nun in Heimstädt wollte.

Er glaubte sich an seiner Staffelei malend und glaubte Amely zu malen, aber nicht in irgend welcher phantastischen Gestaltung, sondern wie sie wirklich war, er malte ihr Portrait mit dem aufgelösten Haare und den leicht verhüllten Reizen, wie er sie in jener traumhaft abenteuerlichen Nacht vor der Trennung geschauet hatte; und das Gefühl, mit dem er malte, war ein Gefühl der Sicherheit, wie er es, seitdem er sie kannte, noch nicht empfunden, wie er es nur empfinden konnte, wenn aller Zwiespalt des Lebens gelöst, wenn sie die Seine war. Und in der That schien es ihm, als wenn alles, was er dort malte, ihr Haar und ihre Lippen, ihr Auge und ihre Seele darin, sein Eigenthum seien,

nicht nur ideal, nein in Wirklichkeit, denn er glaubte, sie als seine Braut zu malen. Dennoch war er hastiger als je, er malte sie, um zum Hochzeitstage das Bild ihrer selbst ihr zu schenken, und er mußte sehr hastig malen, denn der Hochzeitstag war morgen — und, Gott sei Dank, endlich war er fertig. Er eilte mit dem Bilde zu Amely's Wohnung; er hatte in der Wirklichkeit ihre Wohnung noch nicht gesehen, aber er sah im Traume deutlich das elegante Palais im heitern, italienischen Style, mit Rasenplätzen und englischen Baumgruppen davor, mit der bequemen Einfahrt, geziert durch zwei bewachende, lauernde, räthselhafte Sphinxe von weißem Marmor. Wie er die Treppe des Vorbaues mit fliegenden Pulsen betreten will, kommt ihm ein alter Bekannter aus dem Hause entgegen, sein Heinz, der ihn auf der Alpenreise begleitet hatte, sonst gewöhnlich vagabundirend in genialer „Lumpentracht“, heute ganz seltsam elegant herausstaffirt, in weißer Weste und weißer Binde, mit entsetzten Geberden wüthend ausrufend: „Verrath, Verrath, ich komme zu spät, sie ist verlobt!“ In dem Augenblicke hatte Hans ein Gefühl, wie er es noch nie erlebt, als wenn in Wahrheit ein Bruch mitten durch sein Herz ginge und die Kraft seines Daseins im innersten Nerv

erschüttert sei. Er hörte einen Schrei — es war sein eigener Schmerzensruf, an dem er aus diesem Traume erwachte. Nur eines noch hatte er im Augenblicke des Erwachens vernommen — o sonderbare Symbolik der träumenden Phantasie! — Heinz hatte noch gesagt: „Ihr Bräutigam ist ein Scheidewasserfabrikant!“

Am Morgen nach diesem Traume reiste Hans nicht ab, wie er sich einredete, nicht, weil er dem Traume geglaubt hätte, sondern weil er krank war an Leib und Seele; und doch, eben weil er in Wahrheit krank war, begann er den Traum zu fürchten. Vergeblich suchte er zu arbeiten, vergeblich im gewohnten Gleise fortzuleben und fortzuschaffen. Er fand nicht Ruhe im Wachen und nicht im Schlafen, nicht in der Arbeit, nicht im Träumen und im Weine nicht. Sein Leben mußte eine neue Richtung nehmen — doch welche?

Endlich hatte seine ungebrochene Natur sich aufgerafft. Er hatte einen Entschluß gefaßt, und die Folge dieses Entschlusses war seine Ankunft in Heimstädt.

Heimstädt war der Schauplatz seiner ersten Jugend, seiner ersten Liebe, und diese Liebe war seine Schwägerin Dorette. Aber das war keine erklärte, keine sich selbst bewußte, keine Liebe mit irgend welchem bestimmten Zwecke und Verlangen; es war

nur jene allgemeine Freude an der Schönheit, jene uneigennützige Zuneigung der Herzen, jene unbestimmte Sehnsucht, der das Leben als grenzenloser Ocean mit seiner Lockung, nicht nach einem Ziele, nur in die weite Ferne vorliegt. So war Hans von dem 18jährigen Mädchen entzückt, ohne je eine Zärtlichkeit ihr zu Theil werden zu lassen, ohne einer leidenschaftlichen Regung sich selbst bewußt zu sein. Es war das jener idyllische Zustand gegenseitiger Neigung ohne Gedanken an Zukunft, ohne die störenden Begriffe von Pflichten und Rechten, wie ihn unsere Gesellschaft anders als im Familienkreise nicht kennt, und wie er doch vielleicht das süßeste und reinste Glück des Lebens ist.

Aber auch über das Glück dieser Unbefangenheit mußte der Conflict der Leidenschaften und der Gesellschaft hereinbrechen. Hans hätte sich jederzeit damals glücklich gefühlt, die angebetete Schwägerin an der Hand eines geliebten Gatten zu sehen — ihm stand ja die Welt noch offen mit allen ihren Erfahrungen, von denen er sich auch die trübsten als beglückende dachte. Anders mit dem Mädchen. Es liegt in der Natur des Weibes, mit dem erwachenden Bewußtsein der Liebe sogleich einer ausschließlichen Neigung sich zuzuwenden, während der strebsame Charakter des Mannes das Suchen in

der Wahl und das Finden durch Erkennen fodert. Dorettens Seele schien sich, auch als er Jahre lang in der Fremde den Seinen entfremdet schien, unauflöslich an den Verwandten angekettet zu haben, noch immer um ihn zwischen Hoffnung und Bangen zu schweben. Sie schlug mehre Partien aus, die man gute nannte. Die Einen wunderten sich darüber, die Andern meinten, sie müsse doch wissen, warum sie es thue, und freuten sich, oder besorgten auch, daß ihr heimlich Verlobter so lange mit der Erfüllung ihres letzten Wunsches zögerte.

Jetzt aber, als Hans aus der Ferne wiederkehrte in die stille Heimat, war mit ihm eine Sinnesänderung vorgegangen. Jenes Bedürfniß in sich ruhender, unerschütterlicher Liebe, das jene phänomenartig plötzlich und glänzend in die Bahn seines Lebens eingetretene Lichterscheinung der kühnen Alpensteigerin in ihm erweckt hatte, vermochte er nun nicht mehr zu bannen, und er wollte versuchen, wenn auch nicht ohne alle Resignation, es da erfüllt zu sehen, wo der Boden ihm so vertraut war, wo die Luft der Heimat und der Jugenderinnerungen ihn anwehte und man mit offenen Armen der Liebe und Dankbarkeit ihn aufnehmen werde, wo er eine wunderliebliche Blüte kannte und wo er wußte, daß, sie bewachend, keine verrätherische Schlange

nach seinem Herzen züngle. Jenes weite, unbegrenzte Gefühl der Jugendschwärmerei, das er für und mit Doretten empfunden, er hoffte, zu charaktervoller Liebe es sich gestalten zu sehen; er kam, um in Doretten den Gegenstand zu finden für seine Sehnsucht nach lebenbegründender, lebenüberdauernder Anhänglichkeit.

Und wie konnte sie schöner, gewinnender und ergreifender ihm entgegentreten, als in dem Bilde sorgender Weiblichkeit, das entzückend, wie ein vollendetes Kunstwerk, seinem ersten Blicke sich dargeboten! Jetzt mit ihr unter einem Dache weilend, sammelte er sich von der Herz- und Seelenbeklemmung, mit der das bloße Angedenken an jenen Traum ihn peinigte, und zum ersten Male seit jener Nacht gestaltete vor seinem innern Auge sich wieder neue ideale Lebensanschauung. Er jubelte auf im Gedanken an den ersten Augenblick des Wiedersehens, denn er fühlte sich gerettet von dem bannenden Zauber jenes ihm überirdisch erscheinenden, unfaßbar phantastischen Ideals, das ihn in jenen unheimlichen Kreis bannen wollte. Aufspringend von dem schmalen, bescheidenen Sopha, auf dem er sich nachdenkend niedergelassen, rief er freudig aus: „Ja, so wird es gut. Das war ein edler und darum ein glücklicher

Entschluß. Versuch' es mich zu retten, Dorette, Dorette — —!"

Da, auf diesen Ruf trat durch die Thüre, die er in der Eile nicht ganz geschlossen, die wirkliche Dorette, im Vorübergehen herbeigerufen, herein und beängstigt frug sie: „Ach, was ist's? Bist du krank, Hans? Was rufst du?" Sie sah ihn dastehen mitten im Zimmer, den Blick nach der Decke gerichtet, wo nichts zu schauen war, die Hand auf die Stirne gelegt — sie hatte noch nie einen Menschen so dastehen sehen und konnte in Besorgniß nicht begreifen, was diese Stellung, dieser Ruf bedeuten sollten.

Auch Hans war nicht ohne Verwirrung geblieben. Indeß er hatte wol schon in peinvollern Verlegenheiten sich zu fassen gewußt; er trat an Doretten heran, ergriff ihre kleine, aber nicht verweichlichte Hand und beruhigte sie: „Ich freue mich so über das Wiedersehen — und du wirst mich doch willkommen heißen? — Wir haben uns lange nicht gesehen — ich wäre gern einmal wieder hergekommen, aber den Maler führt die Kunst in den Süden, und ich hatte kein Geld und keine Zeit zu verschwenden. Es ist nicht wahr, daß die Kunst nur heiter ist — kein Beruf fodert mehr Sorgfalt, als der unsere." — — Er wollte noch mehr

sagen, er hätte seine lebhaften, zärtlichen Empfindungen, die soeben zum Ausruf ihres Namens ihn gedrängt, ihr jetzt aussprechen können. Aber es hielt ihn ein Etwas zurück, das er selbst nicht erklären konnte. Er sah jetzt beim Scheine des Lichtes, was jene Kaminbeleuchtung überflammt hatte und was durch den Schreck der augenblicklichen Ueberraschung gesteigert sein mochte, daß sie blaß, daß sie kränklich aussah. Er fühlte ein schmerzliches Bedauern, in das eine leise Gewissensregung einstimmte; er fühlte tiefes, liebevolles Mitleid mit ihr, aber er vermochte jetzt nicht zärtlich zu werden — er durfte ja jetzt nicht mit einer neuen Bestürmung ihrer Empfindung sie überraschen, er mußte ihre Zartheit schonen, für ihre Kränklichkeit besorgt sein.

Sie fiel ihm, von innerster Unruhe gepeinigt, hastig in die Rede: „So komm doch herunter; es ist die Theestunde; wir wollen alle zusammen vespern. Ich werde dir den Thee recht stark machen — ich weiß recht gut noch, daß du ihn so liebst! Und nicht wahr“, so setzte sie mit einem Aufblitzen ihrer frühern neckischen Güte hinzu, die ihn stets an ihr so entzückte, „nicht wahr, Onkels Theestunden waren doch immer so traulich. Und du wirst gewiß erzählen können, viel erzählen von

deinen Reisen — wir hören es alle so gern! — So komm nur bald."

Damit war sie entschlüpft, wieder so behend, wie sie früher war. Und Hans blieb allein in Gedanken versunken stehen. Aber er sprach diesmal seine Gedanken in keinem Monologe aus — er dachte, aber er war sich selbst nicht klar, was er dachte. Um dieser Unklarheit zu entgehen, fand er sich nach fünf Minuten mit gewechselter Kleidung im untern Wohnzimmer neben der Apotheke am Theetische ein.

IX.

Wie die Schwester unsers Helden an einer Seelenkrankheit litt und wer Beider Eltern waren.

Finsterbusch, Feuerbrand und Gottfried waren heute außer Hans die Gäste, denen Dorette die Mahlzeit servirte. Alle diese Drei freuten sich, bei des Fremden Anwesenheit Veranlassung nehmen zu dürfen zur Theilnahme an diesem Plauderstündchen des ehrwürdigen Rathmannes, bei dem sonst zwar gewöhnlich gar nicht oder doch nur wenig geplaudert, aber in stiller, von des Tages Arbeit ausruhender Behaglichkeit eine Tasse Thee getrunken und eine Cigarre geraucht zu werden pflegte, meist in ihrer traulichen Einförmigkeit nur unterbrochen von dem Schellen der Klingel an der Apothekenthüre, die, ach nur zu selten! einen Kunden anzeigte und den Wirth so angenehm störte. Heute

fanden die drei einheimischen Gäste schon deshalb sich wohler als je, weil es zum Thee zugleich ein Abendbrot von prächtiger gediegener Rothwurst und pikanten Senfgurken gab und — eine Unterhaltung.

Zunächst als die Theemaschine ihren einförmigen behaglichen Gesang angestimmt hatte, mußte Hans die Krankheitsgeschichte seiner Schwester anhören.

Elsbeth und Hans waren die Kinder einer Tante des Rathmanns Wohlgemuth, die in der Jugend trotz ihrer Armuth durch ihre wunderbare jungfräuliche Schönheit den Sprößling einer bedeutenden Adelsfamilie, einen jungen Offizier, Herrn v. Sedlitz, gefesselt und zu dem Schritte begeistert hatte, sie gegen den Willen seiner und ihrer Familie zu seiner Gattin zu machen. Die Ehe, wie bei solchen Verbindungen der Leidenschaft so häufig geschieht, brachte nicht das Glück, das man von ihr erwartet hatte. Sedlitz gehörte einem jener alten Geschlechter an, in denen etwas von der unverwüstlichen Kraft und dem ritterlichen Sinne erblich geblieben war, die, dem Zufall vertrauend, das Leben ebenso für eine große Leidenschaft, als für einen momentanen Einfall aufs Spiel zu setzen fähig und nur zu gern bereit sind. Als er im häuslichen Familienglücke Ersatz für die Trennung von

seinem Hause nicht finden konnte, warf er sich seinen nobeln Passionen mit Extravaganz in die Arme. Ein Sturz vom Pferde bei einem verwegenen Wettreiten machte seinem Leben ein Ende. Seine Gemahlin überlebte nur kurze Zeit den Verlust, der ihr nicht für sie selbst, nur für ihre Kinder, als Unglück erscheinen konnte. In diesen Kindern war der Widerspruch in den Temperamenten der Eltern zu seltsamer Mischung vereinigt. Hans besaß ebenso viel herausfoderndes Selbstbewußtsein, als in sich selbst hineinlebendes Gemüth, ebenso viel keck aufstrebenden Uebermuth, als melancholisch phantastische Träumerei; die Gewaltsamkeit des Vaters und die Innigkeit der Mutter trafen bei ihm zusammen zu jener Vereinigung von Innerlichkeit und Lebensäußerung, die den Künstler auszuzeichnen pflegt. In Elsbeth dagegen, seiner um fast zehn Jahre ältern Schwester, überwog das schüchterne, sanfte Gemüth der Mutter, dem durch die adelige Natur des Vaters und das Bewußtsein der vornehmen Abstammung ein innerlicher Stolz der Seele, bis zu krankhafter Sehnsucht und Empfindlichkeit gereizt, eingeimpft war. Elsbeth äußerte durch nichts Hervortretendes diesen Stolz; sie ging einfacher, und darum geschmackvoller gekleidet, als alle andern Frauen des Städtchens; sie strebte weniger

als Eine darnach, unter die Honoratioren zu gehören; ja sie war zu bescheiden und zu schüchtern, als daß sie in irgend etwas sich hervorgedrängt hätte, und wenn man ihr zurückhaltendes Wesen ihr einmal als Stolz ausgelegt hatte, konnte sie schmerzlich darüber weinen, daß man sie so verkenne. Und dennoch war sie stolz, innerlichst stolzer, als es irgend Jemand durch irgend welche äußere Anmaßung, durch irgend welchen Prunk zeigen konnte, so stolz, daß sie es verachtete, ihren Stolz überhaupt geltend zu machen; nur sie selbst war sich die einzig Würdige, vor der sie stolz sein konnte. Dieses innere Bewußtsein der Vornehmheit, das von den Verwandten ihres Vaternamens misachtet wurde und vor Andern sich geltend zu machen nicht die Mittel besaß, hatte sie über alle Fähigkeit des Lebensgenusses in den sie umgebenden Kreisen hinausgehoben. Ewig war sie sanft leidend, resignirend sehnsüchtig; mit derselben so milden und doch so kalten Miene war sie als Braut zum Traualtar, als Mutter zum Taufbecken, als Trauernde an eines Kindes Grab getreten; mit derselben milden, kalten Miene pflegte sie gewissenhaft, wie nur je ein Weib, ihren Gatten und ihre Kinder, ging sie den gewöhnlichsten Geschäften ihrer Wirthschaft nach und nahm sie Theil an den Familienfeierlich-

keiten. Niemand konnte ihr irgend einen Vorwurf der Vernachlässigung machen, aber es war doch kein Glück, keine Freude, kein Leben, was sie in des Rathmanns Haus gebracht hatte. Niemand hatte sie heiter gesehen; Niemanden hatte sie ein Lächeln abgewonnen und niemals hatte sie selbst gelacht — nur wenn es Niemand sah, weinte sie bisweilen. Oft sah man sie entzündeten Auges, und der, um den sie dann geweint hatte, war ihr Bruder. Hans war das einzige Wesen auf Erden, das ihr nahe, das ihr ebenbürtig war; nur von Hans glaubte sie sich verstanden, in ihm war die andere Welt, die höhere Welt, in der sie heimisch war, sie, die unter allen Andern nur als eine Fremde erschien, als ein lebenslänglich kurzer Besuch, der nicht Zeit hatte, mit ihnen sich auf ein vertrautes Verhältniß einzulassen. Hans war ihr Leben und ihre Liebe, ihr Stolz und ihre Sorge. Sie hatte ihren Adel auf Erden verleugnet, und er sollte ihn zur Geltung bringen; sie hatte sich zu einer ärmlichen bürgerlichen Hausfrau gedemüthigt, er sollte sich und ihr selbst treu bleiben; er sollte etwas Außerordentliches sein. Um ihn härmte sie sich ab, daß er von den väterlichen Verwandten nicht anerkannt wurde, daß es ihm an Vermögen gebrach, seinem Adel gemäß aufzutreten. Daß sie

ihn nicht unterstützen konnte, dadurch erst erschienen ihre Verhältnisse ihr bedrängt, daß er mit Noth auf der Akademie sich durchschlagen und noch jetzt, ein Proletarier der Kunst, Monat für Monat seine Existenz sich erkämpfen mußte, das war die einzige Sorge ihres Daseins. Während sie und ihre Familie das Vierteljahr mit hundert Thalern alles in allem auskommen mußten, berechnete sie Hunderte, die er allein in derselben Zeit verbrauchen sollte. Von ihm Rühmliches zu hören, war ihre einzige Freude, und war es auch ihr stets nagender Kummer, daß seine Existenz eine so precäre war, so hätte sie ihn doch in keiner andern Stellung sehen mögen. Auch als sie sein Talent noch nicht gekannt, und noch jetzt konnte sie es nicht beurtheilen, hatte sie es doch stets gewußt, er mußte etwas Großes, ein Künstler, ein Genie werden.

In dieser Abwendung ihres ganzen Lebens von der Wirklichkeit, in dieser Sehnsucht nach Fernem hatte sie ihr Leben aufgezehrt; eine Schwindsucht der Nerven war Folge ihrer Gemüthsstimmung geworden, und mit dem körperlichen Leiden war das geistige nur mehr hervorgetreten. Körper und Geist, die einander tragen sollen, wo sie erst aus dem Gleichgewicht gewichen sind, vernichten sich einander

in stets auf- und niederschwankender Aufregung und Abspannung. Der Arzt des Hauses, der greise Onkel Wangrood, hatte durch die Krisis ihrer Niederkunft eine Aenderung zum Bessern gehofft. Er hatte vergeblich gehofft. Seit Monaten lag Elsbeth, ohne Zunahme der Kräfte, der Auflösung nahe, auf dem Kindbette. Wenn sie sich nur aufraffte, wenn sie nur die entschiedene Anstrengung machte, leben zu wollen, sagte der Arzt, so würde sie leben. Aber sie hatte für nichts mehr Aufmerksamkeit und Antheil, weder für die Kinder noch für den Gatten; nur bisweilen, wenn sie im Fieber lag, phantasirte sie von ihrem Bruder, und wenn sie aus den Phantasien erwachte, verfiel sie in todtähnliche Apathie.

Hans mußte bei der Erzählung der Krankheit seiner Schwester peinlich berührt werden von der Anhänglichkeit, die sie für ihn bekundete; er mußte sich Gewissensbisse machen, den Grund stets eingesehen und die Kranke so lange vernachlässigt zu haben. Doch ihm, der mitten in den mannichfachen Interessen der Künstlerwelt stand, seinem Talente vertrauend, rastlos arbeitend, getragen von den Wogen eines vielbewegten Daseins, aber mit dem Muthe ausgerüstet, sein Lebensschiff zu lenken — was konnte ihm diese schüchterne, fromme Sehn-

sucht sein? Was konnte ihm die hinsterbende Schwester werden, und was er ihr? Er befand sich in jenem Zwiespalte, der ihm oft begegnete, wo das Gemüth ein Gefühl verlangt, das der praktische Verstand als unfruchtbar verwerfen will. Er mußte innerlich seiner Schwester Vorwürfe machen, daß sie sich nicht sammelte, denn er konnte sich nicht denken, wie der nicht leben könne, der nur leben wolle; und dennoch konnte er des innigsten Mitleids für ihre Gemüthskrankheit sich nicht erwehren, und mußte die unausgesprochenen Vorwürfe der Andern peinvoll über sich ergehen lassen.

Da er diese getheilten Gefühle nicht zu äußern vermochte, und da er nichts Gleichgiltiges oder Unwahres zu sagen im Stande war, so schwieg er, und die Gesellschaft mit ihm. Ist solch ein Schweigen doch meist das reinste Zeichen der Theilnahme an fremdem Leid!

Gottfried, der als Theolog das oratorische Element in der Familie vertrat, keine Gelegenheit zu Standreden hingehen ließ und sich berufen fühlte, bei jedem Ereigniß von seinem Standpunkte aus als Seelenhirt gleichsam das moralische Resumé zu verkünden, stieß jetzt, nachdem das Schweigen so lange gedauert, als es ihm nöthig schien, die gebührende Trauer auszudrücken, den Fremden mit

dem Ellenbogen an, ermunterte ihn gelegentlich: „Hänschen, die Rothwurst vergiß nicht, sie ist ganz frisch, und die Senfgurken — delicat; Dorchen hat sie eingemacht!" — und erhob sich dann in seinem declamatorischen Amtstone: „Es ist ein herrliches Weib, die Tante Elsbeth, wie die Bibel will, gottesfürchtig und mühselig, und ihre Leiden müssen uns alle tief rühren; aber Eins müssen wir auch sagen, lieber Vetter Hans, dein Schwager Wohlgemuth ist ein schwer zu beklagender Mann. Denke dir bei einer Wirthschaft, ohne Hausmädchen, nur mit einer Aufwartefrau bei einer Wirthschaft, die also ganz an die Frau angewiesen ist, und diese Frau ist seit zwei Jahren so krank, daß sie nicht der geringsten Anstrengung sich unterziehen kann — wie soll da der Hausstand vorwärts kommen? Da hatte dein Schwager anfangs eine Mamsell angenommen, aber wo hat die für fremdes Gut und Wohl den Sinn, den die Hausfrau hat? Jetzt, Gott sei Dank, ist Dorchen hier, und sie hat sich eingerichtet, als wäre es nie anders gewesen! Aber die Kosten mußt du nur bedenken, die solche Krankheit verursacht. Die Medicin hat er scheinbar umsonst, aber, was er dazu braucht, muß er doch wieder ins Geschäft kaufen. Und dann der Arzt! Onkel Wangrood ist ein sehr guter Onkel, aber

seine Rechnung macht er doch, und wie! besonders seitdem der junge Habersack ihm die Praxis streitig macht. Und dann nun die Kleinigkeiten, Badewannen, Badetücher, die Erfrischungen, die Krankensüppchen —— du lieber Himmel, ich habe mir's ausgerechnet, inclusive die Badereise vor zwei Jahren, kommt ihm die Krankheit auf zweihundert Thaler Minimum zu stehen. Und wenn man sich auf vierhundert Thaler jährlich zu rechnen hat — das hat er, Onkel, hat er gut, aber mehr auch nicht — dann wollen in zwei Jahren zweihundert Thaler Deficit schon etwas sagen! Wie? Ja, höre, dein Schwager hat ein schweres Schicksal darin, aber er benimmt sich vortrefflich" — —

Feuerbrand und Finsterbusch nickten jeder auf seine Weise mit dem Haupte. Wohlgemuth, sowol um den Schmerz dieser Erinnerung zu entgehen, als auch um sein eigenes Lob nicht geduldig anzuhören, hatte das große Hausbrot in den Arm genommen, schnitt mit der ihm eigenen Geschicklichkeit und Liebe für alle praktische Handhabung eine Scheibe nach der andern, gleich stark und sauber, davon ab und hatte sich so in seine künstlerische Beschäftigung vertieft, daß er es nicht merkte, wie er das ganze Haus auch für den folgenden Tag mit Schnitten schon versorgt hatte,

bis Dorchen ihn bedeutungsvoll am Aermel zupfte. Er wollte jetzt den Lobredner unterbrechen; Gottfried aber, ihn abweisend, fuhr fort: „Laß mich nur ausreden, denn es ist wahr, und das, was wahr ist, muß man sagen. Er benimmt sich ganz vortrefflich. Niemand hat ihn klagend, Niemand in seiner Fassung, in seinem Gleichmuth ihn erschüttert gesehen. Er behandelt deine Schwester, lieber Hans, mit einer Aufmerksamkeit, einer Geduld, einer Zärtlichkeit, die bewunderungswürdig ist.“

„Was trinkst du für Bier?“ unterbrach ihn Wohlgemuth jetzt entschieden mit einer Anrede an Hans, „Dünnbier oder Lagerbier?“

„Ach, er trinkt wol kein Bier“, flüsterte Dorchen dem Bruder ins Ohr.

Und dieser frug: „Oder trinkst du Wein?“ Ich habe ein Glas Rheinwein. Wie? oder Medoc? Was trinkst du lieber?“

Hans untersagte alle Umstände, und bat sich ein Glas Bier aus. Das Abendessen wurde abgetragen. Finsterbusch, der selten einmal ein Stück Wurst zu sehen bekam, außer einer gemausten, hatte mit genialer Unverschämtheit zugegriffen, als sei das feiner Ton, als müsse das so sein, während Feuerbrand, consequent in seinem Gegensatze gegen den Professor, die gute Lebensart darin gefunden, alles

abzuschlagen, als sei dergleichen stets auf seinem Tische — er habe heute sehr gut zu Mittag gegessen, und seine Nanni habe ein warmes Abendbrot zu Hause bereit, auch sei jetzt noch nicht seine Stunde u. s. w. Er gewann dabei Zeit, den neuen Vetter, als müsse derselbe sehr begierig sein, seine interessante Bekanntschaft zu machen, von seinen familiären und industriellen Verhältnissen zu unterrichten. Auch die heutige unangenehme Ueberraschung, die er dem Onkel Rathmann so stürmisch mitgetheilt, erzählte er jetzt, aber mit leichter Wegwerfung — einem Manne, wie ihm, werde es an Ideen zu neuen Unternehmungen nicht fehlen, es sei jetzt die Zeit der großen Versuche; die Speculationen wachsen wie Pilze aus der Erde; die Gedanken, die Millionen werth sind, schwirren durch die Luft, man muß nur eben ein Liebling Gottes, ein Bevorzugter des Herrn sein, sie zu sehen und zu haschen, und es könne Einem nicht fehlen, es zu etwas zu bringen; kurz, jeder könne es jetzt zu allem bringen — denn warum? — weil das jetzt der Zeitgeist sei.

Endlich brach er auf; der Hunger trieb ihn, der die Collation von delicatem Fleisch und Compot aus feinem Ton verschmäht hatte, zu seinem trockenen Brot mit Salz und in seine Bude, um

sein geliebtes edles Weib vom vergeblichen Feilbieten der Filzpantoffeln abzulösen.

Jetzt gewann Finsterbusch Zeit und Raum, sich zu entfalten, da ihn, dessen Backen mit unablässigem Kauen beschäftigt waren, bisher der Pantoffelmacher überflügelt hatte. Mit dem gewohnten Räuspern und dem geschilderten Kopfnicken begann er eine lange, bei Albrecht Dürer und den Niederländern ausgeholte Rede, deren Veranlassung und Zweck anfangs Niemand, auch Hans nicht, begriff, über die Lebensweise der Künstler und über die Thorheit, die es für einen solchen sei, in Aeußerlichkeiten, Verschwendung, Pracht und modischem „orientalischen Luxus" sich auszeichnen zu wollen — auch Höllen-Breughel habe sich vom Sammt-Breughel dadurch unterschieden, und es sei doch kein Zweifel, wer von beiden der Genialere gewesen, wenn die damalige Gesellschaft ihn auch verkannt hätte. — — Es waren Sticheleien auf des Fremden guten Rock, die aus des Professors dunkeln Reden sprachen.

X.

Was Hans über Dorchen denkt und wie er von seiner Reise zu erzählen beginnt.

Hans saß bei alledem schweigsam zuhörend, seine Augen nachdenkend von Einem zum Andern in dem kleinen Kreise richtend, aber Niemand wußte, was er von diesen Blicken denken sollte — war es Beobachtung oder Träumerei, Theilnahme oder Ironie! Hans selbst wußte es nicht, was er bei alledem denken sollte. Wie seltsam mußte ihm, der seit Jahren im exclusiven Künstlerleben auch manches sonderbare Original, meistens aber frei aufstrebende Charaktere, kennen gelernt hatte, dieses Selbstgefühl in der Entsagung, diese Behaglichkeit in der Beschränkung vorkommen. Und hier sollte sich für ihn ein Lebensschicksal entscheiden; er selbst frug sich und diese Umgebung, wie es sich entscheiden sollte!

Er richtete fragend seine Blicke auf Doretten. Sie hatte sich verändert, sie war leidend, zarter, seelenvoller geworden, das sah er jetzt bei dem hellen vollen Lampenlichte; aber sie war nicht mehr das reizend aufblühende, heiter zutrauliche Kind. Er hatte ihr tiefblaues Auge mit dem jungfräulichen Niederschlagen sonst für das schönste Mädchenauge gehalten, das er als Künstler kannte. Jetzt mußte er dabei an ein anderes Auge denken, zu dem dieses nicht emporblicken konnte; welches Leben, welcher Geist war dagegen in Amely's Auge, mit dem freien, stolzen Umsichschauen! Dorettens Auge war schön, aber ihm fehlte der Blick; es war kein sprechendes Auge, ein mattes Auge, das nicht den Muth, zu ihm aufzuschauen, hatte.

Wie seltsam, wie gewaltsam war Dorettens Wesen durch den überraschenden Besuch erschüttert! Sie, die so freie Herrin war in diesem Hause, die im ganzen Städtchen so sicher aufzutreten wußte, wie bebte sie zusammen bei jedem der großen, ruhig forschenden Blicke, die der Fremde, einst so Vertraute, auf sie richtete! Sie hatte sein Wiedersehen, wie immer es auch geschehen möge, sich so erfreulich, so beglückend gedacht, und nun mußte sie jede Gelegenheit wahrnehmen, eine störende Beschäftigung, eine Bewegung, ein Hinausgeben zu

rechtfertigen. Und wenn sie dann durch das hintere Zimmer schritt, indem sie die Kleinen schon zur Ruhe gebracht hatte, dann blieb sie wol nachdenkend beim Anblick der sanft Schlummernden stehen, that mit gefalteten Händen einen Blick gen Himmel, eine Beantwortung der Schicksalsfrage sich erflehend, die sie kaum zu thun wagte. Und wenn sie dann wieder an seine liebreichen Worte, an das seltsame Ausrufen ihres Namens gedachte, dann mußte sie die Hände auf den Busen legen, um sein aufjubelndes Wogen zu unterdrücken, und dann wieder stieg eine andere Antwort in ihren Gedanken auf; in schwindelnder Angst sammelte sie sich und floh mit bebenden Knien aus dieser peinigenden Einsamkeit zur Thätigkeit und zur Gesellschaft.

Richtete Hans auf sie offen fragende Blicke, so konnte sie ihn heimlich ohne Forschen, ohne Sorge nicht anschauen. Sie war die Einzige, der die kranke Elsbeth ihre Sorgfalt um den über alles geliebten Bruder mittheilte, sie hatte all' ihren Kummer gehört um die aufreibende Thätigkeit der Künstlerschaft, ihre Besorgniß um die Verlockungen dieses Lebens, das nur die Schönheit sucht, wo sie es auch finde — sie hatte von dem Schulfreunde von Hans, von Heinz Reineke, dem verlorenen heimstädter Malergenie, gehört, daß er sich

dem Trunke ergeben habe und dieser Leidenschaft noch zum Opfer fallen werde. Ihre zärtlichste Sorge um Hans war nun mit tief innerlichem Grauen vermischt. Sie mußte denken, daß er die weibliche Schönheit mit andern Augen betrachte, als jeder andere Mann des bürgerlichen Lebens. Als sie sah, wie er Rum in den Thee goß, schrak sie zusammen — wenn auch er einer solchen Künstlerleidenschaft zum Opfer geworden wäre!

Und als sie nun immer und immer seinen Blicken, seiner Gegenwart auswich, da ergriff er sie endlich einmal, da sie wieder entschlüpfen wollte, bei der Hand, nöthigte sie mit zudringlich lächelnder Galanterie, Platz zu nehmen, mit dem Vorwurfe, sie solle ihre Gesellschaft doch nicht so rar werden lassen.

„So setze dich doch zu uns, Kind, daß man dir ordentlich einmal ins Auge schauen kann", und dabei blickte er ihr mit so beängstigend prüfendem Auge ins Antlitz, daß ihr fast die Sinne vergingen.

Um das Kränzchen der fünf beisammen Sitzenden endlich in einer wohlthuenden Stimmung zu fesseln, so nahm er, als man ihn frug, wo er während des Sommers denn nun, da man nichts von ihm erfahren, sich aufgehalten habe, die Gelegenheit wahr, von seiner Studienreise zu erzählen.

„Grillen, Grillen, geht mir aus dem Sinn,
In die Berge ziehn wir frei dahin!“

rief Hans nicht ohne Beziehung auf die eben vernommene Familienmisère aus. „So heißt es bei den Malern, wenn im August die Hitze so drückend wird, daß die Farben nach einem einzigen Tage eines dolce far niente eingetrocknet sind und keine Aenderung mehr erlauben wollen; und wenn dann Arm, Auge, Sinn und Muth erschlafft und jene Augenblicke eingetreten sind, wo der Künstler in lächerlicher und doch nicht zu vermeidender Hypochondrie ermattet den Muth verliert, je wieder ein ganzes Bild zu Stande zu bringen, wo das Auge ihm blind, der Arm lahm, die innere Anschauung ausgegeben erscheint; wo ein einziger Gang durch die Galerie der alten Meister ihn zurückschleudert in des Nichts durchbohrendes Gefühl, daran verzweifelnd, daß es überhaupt noch eine Kunst auf Erden gebe und geben könne; wo dann seine Studien ihm so unzulänglich, die vollendeten Werke so stümperhaft, die neuen Pläne der Ausführung nicht werth erscheinen; wo er in dem Collegen und in sich selbst nur menschliche Schwäche und egoistischen Neid erblickt und in allen Antlitzen, die ihm begegnen, nur die Entstellung, die Verkrüppelung gewahrt, so daß die schönsten Modelle ihn anwidern,

die Gliederpuppen, die Gewänder, die Zeichnungen, die Farben ihm als nichts denn als todtes Material erscheinen, sinnlose Striche und Farbenklexe, denen Leben und Geist einzuhauchen ihm die Phidiaskraft fehle — in solchen Momenten des Zweifels und der Verzagtheit, die eintreten müssen, weil das Göttliche in der Kunst ja ein Unendliches ist, das in seiner Vollkommenheit immer nur gesucht, nie gefunden werden kann, und die deshalb so heilsam sind, weil sie uns verbieten, bei dem stehen zu bleiben, was wir erlernt, und in neuem Aufschwunge des schaffenden Genius eine neue Stufe der Himmelsleiter zum Ideal zu erklimmen uns zwingen — in solchen Momenten werfen wir dann Pinsel und Palette aus der Hand, lassen die Farben auf der begonnenen Tafel immerhin eintrocknen, lassen unsere Arbeiten immerhin mangelhaft, unsere Entwürfe unzulänglich sein und nehmen das Skizzenbuch unter den Arm, das leichte Felleisen über die Schulter, den Wanderstab in die Hand, der, wo wir ihn niedersetzen, eine neue Heimat improvisirt, und so ziehen wir dahin, wo ein größerer Geist als wir alle, größer als die Jünger und größer als die Meister, Modelle und Studien, ohne Pinsel, im Rahmen der Unendlichkeit, hingezeichnet, die zugleich die unvergänglichsten Kunstwerke sind und

die zu copiren kein Diebstahl ist, sondern die wahrste Originalität des Meisters!

„Hinaus in die Natur, hinaus in die Berge und Thäler, in die Wälder und Auen, zu den Felsen und Seen, zu den Wasserstürzen und Gletschergrotten, hinaus in das herrlich liebliche, furchtbar große Alpengebirge!

„Hier gibt es wieder Ursprünglichkeit und Ideal, schöne Natur und natürliche Schönheit — jeder Blick voll Reiz, jede Ansicht ein Bild!

„Und da sorgen wir Künstler nicht um Sonnenschein und sogenanntes «gutes» Wetter, nicht um gebahnte Wege und bequeme Hôtels. Ob prunkendes Morgen- oder Abendroth die Berge vergoldet und die Sonne in conventionell schönem Auf- oder Untergange sich kokett präsentirt, oder ob finstere, einförmig graue Wolken den Himmel verhängen, ob helle, klare Beleuchtung mit der beliebten guten Aussicht sich bietet, oder ob durch die dichten, durchnässenden Nebel nur hie und da eine schwarze Fichte, ein nackter, himmelanstrebender Fels sich blicken läßt — alles ist uns willkommen; alles ist ja eigenthümlich großartig, in allem liegt uns Farbe, Ton, Stimmung und Charakter, Natur und Schönheit.

„Keine Macht mehr hat über uns der boshafte

Kobold der Witterung und der Bergesnebel, denn uns ist jeder Himmel günstig. Wo kein unverschämt höflicher Kellner uns becomplimentirt, keine Table d'hôte uns genirt, da erst fühlen wir uns heimisch als Menschen unter Menschen.

„«Grüaß di Got!» schallt der Gruß von ihnen und von uns, wenn wir in die Alpenhütte eintreten, die Ränzel auf den Boden werfen, die Kleider zu trocknen auf die Ofenbank uns setzen, die Ellenbogen auf den Tisch, das Kinn auf die Fäuste stützen, uns den Bart streichen und die verwunderten Diarndels und die Buab'n zutraulich und keck uns anschauen. Anfangs sind sie verlegen, dann werden sie offen und freundlich; der erfrischende Rothwein leuchtet auf dem Tische, das «Du» geht von Einem zum Andern, Jodler beginnen, und nun sind Scherz und Lust und Lachen und Leben im Gange. Und wenn wir zwei Stunden zusammen gewesen, sind wir wie alte Bekannte, und wenn wir fröhlich weiter ziehen, dann nehmen sie schon wie von guten Freunden, die man ins Herz eingeschlossen, traurig Abschied: «In dieser Welt sehen wir dich wol nimmer!»

„Vom Süden waren wir allmälig wieder heraufgestiegen. Die Feigen und die Mandeln, die Kastanien und den Wein hatten wir nacheinander

hinter uns gelassen, die Nußbäume waren verschwunden und das Laubholz wurde schon seltener und seltener, als wir den ewigen Eisgipfeln des Großglockners, dieses 11,000 Fuß hohen Eisthurmes der gigantischen Felsenburg Tirol, entgegenstiegen. Nach den harmonisch abgeplatteten, geradlinig stolzen Bergen des südlichen Etschthales mit seinen kahlen Wänden in der Höhe und schattigen Weingeländen in der Tiefe, und dann nach den runden, großartig behaglich sich wölbenden Rücken des Pusterthales und dem grünen vollen Laube und dem frischen Klima unserer deutschen Heimat, war das vor uns jetzt eine nordische, düstere, einförmige Umgebung.

„Längs der natürlichen steinernen Mauer, die rings Tirol umschließt, verfolgten wir aufwärts das Möllthal — ein ödes, wüst melancholisches Thal. Es war, als wären diese Felsenwände jüngst erst zu Ruinen geworden, als läge der Staub des Einsturzes noch auf allen Blättern, und die Erschütterung habe alles Leben der Natur erschreckt; nur hie und da ein Erlengebüsch mit dem saftlosen, ich möchte sagen schlechtfrisirten Laube, so dürftig, als könne es sich nur mit Mühe unter dem Schutte hervordrängen, und sonderbar abstechend von dieser leblosen Eintönigkeit unzählige krystallhelle Cascaden,

mehre hundert Fuß vom Abhange herniederplätschernd — sie rieselten so hastig, als suchten sie im Schauer über diese Einöde ihr eiligst zu entfliehen.

„Auch wir schritten unaufhaltsam weiter; aber die Heimat des schauervollen Geistes, der hier zu herrschen begann, war es, die wir aufzufinden strebten. Und hinauf gelangten wir an die Gipfel des Großglockners zu nie thauendem Schnee und Eis. Da wohnt der ewige Tod. Kein Thier, keine Pflanze, kein Wachsen und Gedeihen, nichts als Erstarrung. Hier sind wir an der Grenze der Schöpfung.

„Eiligst, der Gefahr des Versinkens und der Verirrung zu entgehen, suchen wir den Schnee und die Nebel zu überwinden und endlich — Land, Land — da treten wir wieder auf den ersten Felsen, einen kalten, nackten Stein, aber doch ein fester Boden wieder. Und endlich, nach tagelangem Steigen, öffnet sich wieder einmal nach abwärts zu ein freier, weiter Blick, das Rauristhal hinab, über das Grau der Felsen, das Braun des Mooses, das Grün und Blau des sich nieder erstreckenden Waldes auf neue, ferne, wunderbar lieblich hellschimmernde Berge.

„«Es sind die salzburger Alpen, das steinerne Meer und das Tannengebirge», ruft mein Heinz mir zu, und mit jener leidenschaftlichen Sehnsucht,

die den Bergwanderer, der eben mit Leidenschaft durch die Berge wandert, ergreifen kann, vor keiner Höhe sich zu scheuen und die Natur, die sich als eine unüberwindliche seinen Blicken darbietet, durch rastlose Kraft und Geschicklichkeit doch zu überwinden — mit dieser verwegen leidenschaftlichen Sehnsucht schauten wir nach jenen lockenden Schneegipfeln muthig hinüber.

„«Jener Schnee», sagte mein Heinz, der in diesen Thälern mit seinem Vagabundenleben wie zu Hause war, «der thaut hinab in den Königssee. Wenn das Wasser das Auge der Landschaft ist, hinter diesen Bergen, die wie finstere Augenbrauen über ihm sich wölben, liegt das seelenvollste Auge der Natur, dunkel, klar, von unergründlicher Tiefe der Färbung. Du, Schwärmer der Natur, beeile dich, hurrah, auf, auf, dem Lieb' ins Auge zu schauen!»

„So sagte er, der sonst nur scherzte, diesmal mit einem sonderbaren Anflug von Schwärmerei, und dieser seltsame Ton, wie zwischen Uebermuth und Wehmuth bewegt, riß auch mich fort: Auf, auf! Wo führt die Straße?

„«In gerader Linie nördlich liegt der See vor uns; ostwärts um das Gebirge herum in weitem Bogen zwingt uns die Chaussee, uns zu winden.

Was kümmern uns die Straßen? Klettern wir der Karte nach in gerader Linie, jene Klippen hinauf und dann hinab — dem Lieb' ins Auge zu schauen.»

„Gesagt, gethan! Und nun ging es nieder und immer nieder, bis dort, wo im tiefen Kessel von Lend aus die Straße nach Gastein sich rückwärts emporwindet, und dann wieder höher und höher, von Absatz zu Absatz, am muntern Bache entlang, die Stufenleiter der verschiedenen Klimaten und Vegetationen hindurch. Und schon sind wir da, wo wiederum das Laub vom Nadelholze abgelöst ist; schon senkt zum zweiten Male die Sonne dem Nachmittage sich zu, und wir, die längst zwischen Felsen und Vorbergen die schneeigen Spitzen aus den Augen verloren, hoffen bald der Höhen Gipfel nahe zu sein — da plötzlich staunen wir, über dem Walde hoch in den Himmel hineingezeichnet, weiße Wolkencontouren an — wie wenn in das Blau eines landschaftlichen Gemäldes irgend eine übermüthige Hand sinnlose, unmögliche Linien gezeichnet. Aber hier waren die unmöglichen Linien wirkliche Berge — die nackten, gelben, schneebekränzten Felsenmauern, die uns trennten von dem Auge unserer Liebe. Wir standen anfangs verwundert, ungläubig, zagend, dann mit einem langen Jodler: Juchhu-hu-hu! jauchzten die Seelen auf. Dorthin galt es, in ge-

rader Linie verwegen himmelan. Von 10,000 Fuß seit dem gestrigen Schnee waren wir 8000 hinabgestiegen und 6000 mußten wir wieder aufwärts hinter uns zurückgelassen haben, ehe wir den Gipfel des Hindernisses erklimmt.“

XI.

Hans erzählt weiter, wie er in entsetzliche Lebensgefahr gerathen.

„Ne, ne, Hänschen, das ist doch zu toll! Sag' mir nur um des Himmels willen, das Alles um des bloßen Spaßes wegen?" rief Vetter Gottfried dazwischen, „wie ist es nur menschenmöglich, solche Strapatzen! Ist da Sinn und Verstand darin? Als wir neulich Gesangverein hatten, ging ich von Ballenstädt am Harz die Roßtrappe hinauf, das sind so ein 300 Fuß zu ersteigen; aber du allmächtiger Himmel, das hat meine ganze Constitution in Erschütterung gebracht", und dabei klopfte er behäbig auf seine an den Weltglobus erinnernde Körperfülle. „Ich hielt es wol eben noch aus, aber keinen Schritt weiter, sagte ich oben, keinen Schritt weiter! Und nun erst hinunter, ach, das war ein

Jammer, Schritt für Schritt, bergab und immer bergab auf die harten, spitzen Steine treten zu müssen, Schritt für Schritt, und da half nichts, und mochte man müde sein zum Umkommen, es mußte einmal sein, Schritt für Schritt bergab und ewig bergab. Der Angstschweiß tritt mir noch auf die Stirne, wenn ich daran denke; ne, ne, da lobe ich mir meine ebene Promenade! Ja, ich liebe die Bewegung auch und sie ist jedem Menschen nöthig so gut wie das tägliche Brot, und darum gehe ich regelmäßig auf die Chaussee so gemüthlich meinen guten Schritt bis zum halben Meilensteine, das ist amön und gesund — aber Berge, ne, ne, damit bleibt mir ferne! Das kann auch nicht gesund sein, unmöglich. Diese Anstrengung! Und dann schwitzt man dabei, und auf den Bergen der Zug! Und dann bekommt man nasse Füße — ne, ich kann den Tod davon haben!"

„Und ich von dem regelmäßigen, bedächtigen Spazierengehen. Ich kann mir nichts denken, was erschlaffender und verstimmender wäre, als solch' ein Einerlei, solch' eine Bewegung, die keine Bewegung ist, weil sie zur Gewohnheit geworden und weil sie kein Ziel im Auge hat, wo ich überhaupt nichts ins Auge fassen, nichts beobachten kann, weil ich Baum für Baum kenne, Stein für Stein. Doch

die Naturen sind einmal verschieden. Auf ebener Chaussee, ohne bestimmten Zweck, werde ich in der ersten Stunde müde, unfähig, weiter zu kommen — ich bin einmal für allen Schlendrian nicht geschaffen; aber wo Ungewöhnliches mich lockt, wo alle Kräfte und alle Geschicklichkeit aufzubieten sind, um Gefahren zu überwinden, wo die Anstrengung eine forcirte wird, da bin ich unverwüstlich, da bin ich erst ich selbst, gesund und glücklich!"

Hans hatte das nicht ohne die Absicht gesagt, bei seiner sinnigen Schwägerin sich interessant zu machen. Er hatte aber keine Ahnung, wie in ihr auch dadurch nur jenes unheimliche Gefühl erhöht werden konnte, mit dem sie scheu vor ihm zurückwich. Es schien auch darin ihr etwas von der Kraft zu liegen, von der verzweifelten Leidenschaftlichkeit, welche die Tante ihr so oft an den Künstlern geschildert. Sie hätte jetzt Hans bitten mögen, um seiner Seele und seiner Schwester willen solchen Gefahren sich doch nicht auszusetzen; sie fühlte die ganze Angst, die Elsbeth erlitten, hätte sie in solcher Verwegenheit ihn gewußt; ja, sie selbst empfand all' die Bangniß, all' den Schwindel, der auf solchen Wegen sie ergreifen mußte, und sie hätte ihn jetzt flehen mögen: Erzähle nicht weiter, schweige davon; o, steige nicht höher mit

uns dahin, wo die Gefahren wohnen und der Jammer deiner Schwester seinen Grund findet.

Und nun faßte Hans sie so herzhaft bei der Hand und frug, als könne es gar nicht anders sein: „Du aber, Dorchen, nicht wahr, du kannst die Tollheit mir verzeihen?"

Wie im Krampfe zuckte sie zusammen. Sie hatte heute sich, als Hans auf sie zugetreten, die Hand beim Herausreichen des Thees aus dem Ofen verbrannt. Bisher war es ihre Sorge gewesen, wenn er es nur nicht sieht, er müßte dich für recht ungeschickt halten, und dann sieht es so gar böse aus! Jetzt aber drückte er sie gerade mit seiner lieben Hand auf die Brandwunde, daß sie hätte glauben mögen, sie müsse ohnmächtig werden. Sie fühlte einen Schwindel, als stünde sie selbst an jener Alpenwand und müsse dort hinaufklimmen himmelan. Nur mit Mühe sammelte sie sich und konnte nichts sagen als: „Ach, mein Gott, und ihr seid doch nicht verunglückt!"

„Ein wenig wol. Das aber eben war der Reiz. Doch höre nur. Die Leute im nächsten Dorfe behaupten, jene Höhen seien für uns unübersteiglich; es gäbe nur einen Schafhirten, der alle Frühjahre und alle Herbste einmal dort hinübergehe; nur der könne uns führen; wir müßten aber heute

noch in seine Sennhütte hinauf, um morgen vor Sonnenaufgang mit ihm aufzubrechen — es waren noch vierzehn Stunden bis zum See, während deren keine menschliche Wohnung zu treffen war.

„Wir nahmen einen Führer zur Sennhütte hinauf. Stundenlang ging es über feuchte, abschüssige Wiesen empor. Der Abend brach herein, dichte Nebel verhüllten die Berge; in völliger Finsterniß hatten wir uns verirrt; wir kamen an eine Hütte, aber an eine falsche Hütte, nicht den Führer, doch, interessant genug, eine einsame Sennerin fanden wir dort. Da sahen wir am Feuer sitzend und strickend eine alte zitternde Dame, deren Teint entsprechend war dem Rauche, der bei dem Mangel des Schornsteins sich in der Hütte breit machte, bis er in einer Ritze der Wand einen Ausweg gefunden. Wir konnten der gastfreien Schönen keine größere Aufmerksamkeit erweisen, als indem wir sie der Rumflasche zusprechen ließen; ein Stück Fleisch, aus dem nächsten Dorfe mitgenommen, das mit der Sennerin an demselben Uebel litt, am Alter, und trotz eines wahrhaft weidmännischen Appetites uns völlig ungenießbar war, verzehrte sie als größte Delicatesse: sie hatte, im August, seit Ostern kein Fleisch gekostet. Als ich endlich so aufmerksam war, ihr eine Cigarre anzubieten, nahm sie keinen

Anstand, von derselben Gebrauch zu machen, obgleich sie versicherte, es sei die erste in ihrem Leben, die sie rauche — sie rauchte sonst nur aus der Pfeife!

„Wo war da die Sennerinromantik geblieben! Und doch liegt in diesem Leben ein gut Stück Poesie, denn es liegt darin Natur. Eine Andere, ein jüngeres stattliches Mädchen, die so viel Eitelkeit hatte, bei meinem Eintritte ein anderes Mal in solche Hütte, sich eine frische weiße Schürze vorzubinden, frug ich, ob die Sennerinnen gern auf die Alm ziehen, und erhielt zur Antwort: «Alle nicht, aber die das Vieh lieb haben.» Sie gehörte zu diesen und zählte mir die Vorzüge dieses einsamen Lebens auf: Da könne man den Tag über schaffen, was man wolle, und brauche sich um Keinen zu scheren, und des Abends gehe sie auf die nächste Sennhütte zum Besuch, und da schwatze und singe man und sitze oft auch nur geruhig beisammen. Daß sich dort dann auch der benachbarte Sennhirte einfinde, brachte ich unter Scherzen ebenfalls heraus, aber mir etwas vorzusingen, dazu konnte ich sie nicht bewegen: ihr Singen wäre nur zum Singen, nicht zum Anhören! Unsereins, der sich manchmal vielleicht denkt: «Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich Alles wissen», müßte sich doch wol vergeblich ab-

mühen, wenn er in solche lebenskräftige Naivetät sich hineindenken wollte, die ihr Leben damit glücklich hinbringt, das Vieh zu lieben und Lieder zu singen, die Niemand zu hören bekommt!

„Doch nun zurück zu unserer Wanderung. Die arme Person, die uns bewirthete, konnte uns nicht zum Schafhirten führen; sie hatte seit drei Tagen die Gicht und vermochte nicht von der Stelle zu kommen. Wir nehmen am Morgen, als noch finstere Nacht die Berge bedeckte, ein Bündel Kienspäne, zünden es an und mit dieser Fackel leuchtet Heinz voran, den schlüpfrigen Berg hinauf, der Gegend zu, welche die Frau uns bezeichnet. Nach den ersten tausend Schritten gleitet der Fackelträger aus, die Flamme erlischt und wir stehen rathlos und einsam da in dunkler und undurchdringlicher Nacht. Vergeblich tappen wir hin und her, keine Sennhütte ist zu finden. Endlich erleuchtet der Morgen die Gegend, wir sehen vor uns die Alm, die wir suchten. Doch ist der Führer nicht mehr zu finden, der schon in die Berge hinein, zu den Geschäften des Tages gegangen ist. Was bleibt uns übrig? Umkehren und den ganzen herrlich leuchtenden Tag verlieren? Nimmermehr! Die vergoldeten Firnen locken so unwiderstehlich; allein, ohne Führer, mit Muth und Kraft nur ausgerüstet, klet-

tern wir von Klippe zu Klippe, ohne Bahn, nur nach der Himmelsgegend uns richtend, hinauf in die Wüste des «steinernen Meeres». Felsen und Eis sind glücklich erreicht und wieder überwunden. Durch zerklüftetes Gestein geht es von der Mittagsstunde, ohne Mittagsmahl verbracht, in enger, wilder Schlucht abwärts und immer abwärts; nur ein Zeichen machte uns Hoffnung, daß wir den richtigen Weg verfolgten, das traurige Zeichen, daß wir Verschmachtenden auf Stunde und Stunde eine menschliche Wohnung nicht trafen.

„Schon sind wir aus dem Klima des Nordpols in reiches, saftiges Laub wieder hinuntergeschritten, als endlich auf dem Grunde des Thales wir einen Pfad bemerken, und bald wird der Pfad zur breiten, gebahnten Straße, die Wildniß scheinbar zum gelichteten Park. An der Thallehne entlang führt uns, da der Abend schon über uns die Wolken vergoldet, ein breiter, bequemer Gang, so eben und glatt wie eine Chaussee; nun müssen wir glauben, Menschen und Häusern, dem See und unserm Ziele nahe zu sein.

„Wir gehen zehn Minuten vorwärts in freudiger Erwartung, endlich bald in den ersehnten Wasserspiegel niederzublicken, da plötzlich an einem Abhange hört die Bahn wieder auf, und in den jähen,

unbewachsenen Abgrund hinein führt eine roh von parallelen Balken gezimmerte Bahn, wir können nicht anders glauben, als es sei eine Brücke, die über den Abgrund hinweg zum Wege auf der andern Seite führt. Wir klettern, todmüde von Hunger und Anstrengung und darum unaufhaltsam, hastig die Balken hinab. Vom Thau und Regen sind sie feucht und glatt gefault; ich gleite aus und gleite weiter auf dem schlüpfrigen Holze bergab. Scherzend ließ ich es mir gefallen, froh, der Anstrengung überhoben zu sein. Heinz hinter mir jodelt lustig auf und, es ebenso machend, reitet er die Balken schleunig abwärts. Da, o welche Wonne uud welcher Schrecken auf einmal! da plötzlich schauen wir, wie wir ersehnt, dem Lieb' ins Aug', reizend, doch furchtbar zugleich. Es öffnet sich die Schlucht, und vor mir liegt, ein Himmel unter mir, das tiefe Dunkel des Sees; ich juble auf, aber in demselben Moment erstarre ich vor Schreck: die Bahn, auf der ich noch unaufhaltsam abwärts gleite, bricht wenige Schritte vor mir ab; sie reicht weit in die blaue Luft hinaus, und unter mir in schwindelnder Tiefe, der ich rettungslos entgegengeschleudert bin, sehe ich durch die Balken hindurch den ruhig dunkeln Spiegel des Sees, das bezaubernde Auge der Natur.

„Die Bahn, auf die wir gerathen, war ein Gefälle, um die frisch geschlagenen Holzstämme von den Felsen in den See hinabzuschleudern, und den Weg dieser Stämme sehe ich selbst mir vorgeschrieben.

„Noch will ich mich halten; an dem schlüpfrigen Holze ist es mir nicht möglich, Fuß zu fassen. Am Ausgange der Bahn liegt ein Felsstein, von dem aufgehalten zu werden meine letzte Hoffnung ist; ich stoße mit den Füßen darauf, aber der Fels verschwindet in die Tiefe, und ich, haltlos, rettungslos, empfehle mein Leben dem Herrn — —“

XII.

Dorette unterbricht Hans in der Erzählung, und dieser, unwillig über die Störung, sucht sich andere Gesellschaft.

Hans konnte nicht weiter erzählen, denn in dem Augenblicke hatte Dorette, die Hände vor das Gesicht schlagend, jäh aufgeschrien. Man eilte ihr zu Hülfe, im Glauben, sie sei ohnmächtig; aber man sah alsbald, wie sie unter ihrem Taschentuche heftig in Thränen ausgebrochen war. „Ach Gott, Hans! Du bist aber entsetzlich, Hans", so rief sie und weinte heftiger und heftiger.

Hans wollte Dorchen beruhigen, indem er, ziemlich schroff auflachend, die Sache, seine Gefahr sowol als ihren Schreck, scherzhaft auffassen wollte. Aber dieses Auflachen drang wie ein spitzer Pfeil in Dorettens Herz. Sie war tief verwundet und tief beleidigt.

„So sei doch nur ruhig, ich werde es weiter erzählen, du siehst, hier bin ich frisch und munter, was ist's denn weiter?"

So frug Hans; Dorette aber antwortete mit einem an Heftigkeit und Entrüstung anklingenden Tone, wie er ihn noch nie von ihr gehört hatte und heute am wenigsten zum Empfange erwartete: „Was weiter daran ist? O, mein Gott, ist das nicht eine Sünde, so muthwillig mit seinem Leben zu spielen .....?"

„Setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!" so antwortete der Maler, froh seiner Verwegenheit.

„Wer es aber so leichtsinnig preisgibt, der muß das seine nicht viel werth halten, und es ist doch eine Gabe Gottes. O ja, jetzt kann ich deine arme Schwester wol begreifen, sie weiß, warum sie sich stets um dich ängstigt. Ach, die gute, arme, kranke Elsbeth!"

Damit brach das Mädchen wieder, trotz aller sichtlichen Anstrengung, es zu unterdrücken, in heftiges Weinen aus, dem man eine innerste nervöse Erschütterung anmerken mußte.

„Du bist krank, Dorchen", sagte Hans jetzt milder, aber seine Milde schien nicht Gefühl, nur Scho-

nung zu sein, und offenbarte nichts von theilnehmender Liebe.

Als sie das gehört, vielleicht weil sie fühlte, daß es wahr sei, raffte sie sich entschlossen auf, sie strich sich mit der Hand über Stirn und Augen und versuchte unter Thränen hindurch zu lächeln. Da ihr das aber so schwer wurde, so konnte ihr nichts gelegener kommen als der Schreck, den ein plötzliches Pochen durch die Stubenecke der kleinen Gesellschaft verursachte. Es war dies das Zeichen, daß die Wärterin der kranken Elsbeth eines Beistandes bedurfte. Und ängstlich, hastig enteilte Dorchen dem Zimmer und ihrer gepreßten Stimmung.

In der Spannung darauf, was oben im Krankenzimmer vorgefallen sei, schwieg alles. Rathmann Wohlgemuth konnte doch diesmal seine Unruhe so weit nicht verbergen, daß er zwei mal im Zimmer auf- und abgehen mußte. Da in dieser Lautlosigkeit, die nur vom Knirschen des Sandes unter seinen Sohlen unterbrochen wurde, trat ein neuer überraschender Vorfall ein. Man hörte es plötzlich an der Thüre des Zimmers, in dem die Kinder schliefen, hin- und hertappen. Der alte Wohlgemuth, schon ahnend, was vorging, drückte behutsam die Klinke auf, und seine zehnjährige Tochter Riekchen sah man im bloßen Hemdchen mit

geschlossenen Augen wie mondsüchtig umhertappen, mit den Händchen das Licht abwehrend, das jetzt auf ihre Augenlider eindrang, bis sie plötzlich erwachend mit Entsetzen und Weinen in des Vaters Arme sank.

„Was ist dem Kinde?" rief Hans erschreckt.

„Dorchen hat ihnen gewiß", antwortete Gottfried besorgt, „wieder Märchen erzählt von dem armen Kinde, das keine Mutter hatte und das der liebe Gott zu sich in den Himmel nahm, oder dem ein Engel den Weihnachtsbaum brachte, als die Mutter auf dem Todtenbette lag. Das ist jetzt zu Weihnachten eine fromme, phantasievolle Zeit; nur regt sie die Kinder zu sehr auf, und ich werde sie bitten, damit vorsichtig zu sein."

Hans aber fühlte sich peinlich berührt von dieser krankhaften Reizbarkeit, die er hier und auch bei Doretten selbst gefunden, und die ja auch das Unglück seiner Schwester war, zu der er selbst in seiner Jugend momentan öfters geneigt gewesen zu sein sich erinnerte.

Da kam Dorchen klagend zurück, die Schwägerin läge in der heftigsten Phantasie und rufe stets den Namen ihres Bruders, sei es nun, daß sie seine Stimme in dem Hausflur vernommen, oder sonst von ihm sprechen gehört, oder sei es die

Ahnung ihrer Seele von seinem Hiersein, wie sie dergleichen hellsehende Augenblicke schon gehabt zu haben scheine — noch nie habe sie so wie jetzt von ihm geträumt, und rufe seinen Namen so ängstlich aus, als wisse sie ihn in großer Gefahr.

Hans meinte, durch seine Gegenwart sie beruhigen zu können. Wohlgemuth aber wies ihn damit ab, in aller Ruhe erklärend, sie könnte den Tod davon haben. „Morgen früh", so sagte er, sollst du sie sehen, das wird beruhigend auf sie wirken; ich hoffe alles von deiner Gegenwart, ich danke dir, daß du gekommen bist. Hätten wir nur längst gewußt, wo du zu finden warest. Doch wird nun wol noch alles, alles gut."

Hans von Sedlitz war der Abhängigkeit von Andern so ungewohnt und zumal der von liebender Sorgfalt und Theilnahme, daß er in innerer Unruhe glaubte, er müsse selbst nervös reizbar werden, wie er es bei den Frauen hier kennen gelernt, wenn er lange solchen zweifelhaften, unklaren Stimmungen wie jetzt ausgesetzt sei. Er wollte weder herzlos erscheinen, noch unter diesen ehrlichen Leuten ein Heuchler sein. Er mußte in andere Luft, eine andere Unterhaltung, Zerstreuung suchen von den Sorgen und Kämpfen, die gewaltig in ihm wieder emporwuchsen.

„Ich habe es versprochen, noch heute meine alten Freunde auf dem Rathskeller zu treffen", so beurlaubte er sich jetzt, obgleich er es nicht versprochen hatte, und bat Gottfried, ihn zu begleiten.

Auf dem Wege über den Weihnachtsmarkt nahm Gottfried, wie er meinte, in fein angelegter Intrigue, die Gelegenheit wahr, dem Vetter die Nachricht beizubringen, daß Dorchen manche gute Partie ausgeschlagen und daß sie neulich erst vom langen Fritz, dem sogenannten „Urlumpen", einen Antrag erhalten habe, daß dessen Bruder aber, der junge Doctor Habersack, den Alten dagegen aufreize, sodaß durch ihn die Rivalität der großen und der kleinen Apotheke heftiger als je aufgestachelt sei, und der Kampf der Familien Montecchi und Capuletti in Heimstädt von neuem zu entbrennen drohe.

Noch wenige Schritte, so traten sie durch das finstere Gewölbe, und siehe da, da war sie vollzählig versammelt, die edle, vortreffliche Gesellschaft der „Lumpia".

XIII.

Wer nun also die Lumpen sind.

Das gab wieder einmal einen alten, ächten, gesunden Studentenjubel, als der Maler und Gottfried zu den Schulkameraden hereintraten.

„Holla, Hochlumpe! Guten Morgen auch einmal, Mitlumpe!" hieß es hier, und dort wieder: „Prosit, Urlumpe! Sturmlumpe, prost! Alle Donnerwetter! Und du, mein Heinz, mein Reineke, bist auch du wieder einmal heim, Hauptlumpe, Lumpenhaupt? Prost, tausendmal prost! Holla! Da ist ja die ganze ehrwürdige Lumpia beisammen."

Sturmlumpen, den jungen, flotten, renommistischen Doctor Habersack, hat der Leser als blinden Passagier, von einer Krankenvisite zurückkehrend, bereits kennen gelernt. Urlumpe war sein Bruder, der baumlange, stille, blasse Fritz, der schon erwähnte

junge Assessor mit dem brillanten Examen, doch ohne Anstellung noch. Mitlumpe war der fidele Theologe und feiste Vetter Gottfried, und endlich Hauptlumpe — da stand er, der Bramarbas, kein Quadratzoll auf seinem Gesichte ohne Spur seiner Heldenthaten, das ganze — ein Ehrenfeld, gepflügt mit Schlägern und Knüppeln, in dem die eine Seite des kecken, schwarzen Schnurrbarts mit emporgewichsten Spitzen das einzig Unversehrte war. Auf das eine Ohr aufgestülpt trug er einen niedrigen, schadhaften, formlos weißen Filz, aus dem, sei es zufällig oder beabsichtigt, denn er kokettirte gern mit seiner Abgerissenheit, ein Büschel der schwarzen Haare, die er, um sein furioses Ansehen zu erhöhen, gewaltsam in die Höhe zu streichen pflegte, oben durch eine Oeffnung, wunderbar anzuschauen, hervorstand. Er stemmte die Hände in die Seiten, wobei aus seinem aufgeknöpften, dürftigen Flausröckchen — eine andere Winterbekleidung kannte er Zeit seines Lebens nicht — das bloße Hemde ohne Weste zu sehen war, blies die Backen auf und zog die Augenbrauen, ein burleskes Bild der Ueberraschung improvisirend, weit auf und starrte Hans wie ungläubig an — das und kein Anderer konnte Hauptlumpe sein, der aber mußte es sein und wenn er es nicht hätte sein wollen.

„Es freut mich, Bruder Lumpicus,
Daß ich dir wieder sehe" —

so sang er den Collegen an und schloß daran einen langathmigen, ausgelassenen Jodler, endigend mit einem Tusch, den er durch Pochen mit Fäusten und Füßen begleitete.

Dann plötzlich änderte Hauptlumpe die Miene, strich sich den noch ziemlich vollständigen Hemdekragen über einem sonderbar bunten Halstuche als steifen Vatermörder in die Höhe, riß den Hut ab, stutzte sich im Augenblicke seine aufgestülpte Frisur zurecht und mit lächerlich noblem Air und Organ begrüßte er mit seinem gegen sein Wütherichaussehen auffallend gutmüthigen, trotz der Verstellung provinziell breitklingenden Accente den Schulfreund: „Ah, freut mich, cher Baron — serviteur, prenez place — je vous prie — wie gesagt: comment vous Portugal?"

In demselben Augenblicke dann riß er die Augen weit auf und mit Wütherichgeberden, wie man sie in Bilderbüchern nicht besser malen kann, um die Kinder zu schrecken, rief er: „Kisch, kisch! Wollt Ihr wol, Meister Kostenur? Faßt ihn nicht an, der und ich, wir sind zu fein für euch alle."

So schrie er den Rathskellermeister von Heimstädt an, den alten Vater Kostenur, der sich mit

wahrhaft rührender Zärtlichkeit im ewig verschlafenen Antlitz, mühsam lächelnd aus den kleinen, zwinkernden Augen, an seinen alten Liebling herangedrängt hatte. Seine Kindesseele war durch Hauptlumpes Schreckensfratze in Wirklichkeit beunruhigt, und verlegen, seiner Sache nicht recht sicher, entschuldigte er sich: „Na, na, so ein alter Freund —"

„Ihr habt aber keine Lebensart, alter Freund!" fuhr Hauptlumpe gegen ihn fort, „ich will mich Eurer annehmen. In der großen Welt, in der wir zu Hause sind, ich nämlich und der Baron auch, wo die Leute nicht Lumpen heißen wollen, weil sie Lumpen sind, zum Unterschiede von unserer Lumpia, der edelsten Menschenrace unter den Germanen — in dieser großen Welt, Rathskellermeister von Heimstädt, darf man gegen Niemanden so zutraulich werden, wie Ihr gegen den Baron; denn daraus müßte er schließen, daß Ihr ihn sehr nöthig brauchtet, und darauf könnte er Ansprüche begründen und Euch misbrauchen, und man sagt, Ihr sollt Euch bisweilen misbrauchen lassen von Leuten, die bei Euch einen Pump anlegen, ganz ohne die Absicht, Euch zu bezahlen — es ist das eine Charakterlosigkeit, die ich nicht begreife, die aber dennoch vorkommen soll! Also, alter Meister, seid Weltmann, seid Diplomat!"

War es nun darüber, daß er an die Leute erinnert wurde, die sein Vertrauen in der That misbraucht hatten, oder darüber, daß er, der gute Mann, ein Weltmann, ein Diplomat sein sollte, kurz, Vater Kostenur, nicht wissend, ob er Ernst oder Scherz in des Hauptlumpen Rede finden sollte, zog zwischen den halbkugelförmigen, braunrothen Wangen den kleinen spitzen Mund zu solcher ängstlich fragenden Miene zusammen, daß die ganze Lumpia darüber in Lachen ausbrechen mußte. Da wurde er nun, was den Spaß erhöhte, in Wahrheit ärgerlich, nahm Reineke's Rede für eine ernst gemeinte und, mit seinen Blicken schüchtern auf den Baron und dessen Zustimmung sich berufend, vertheidigte er sich mit Worten, denen man es anhörte, wie schwer sie ihm wurden, da er lange nicht so lange und so zusammenhängend zu reden nöthig gehabt hatte — Gott sei Dank, denn das Reden erschien ihm als die größte Last und als die überflüssigste Kraftanstrengung im Leben: „Wie gesagt, es ist aber doch nicht so", sprach er, „denn warum sollte es so sein? — wir kennen uns, der Herr Baron und ich — und es ist diesmal kein Esel dabei, denn es schickt sich, daß man sich selbst zuletzt nennt, besonders hinter einem so lieben und vornehmen Herrn, wie es eben mein Herr Baron

ist und bleibt — nichts destoweniger ist er aber, wie gesagt, ein sehr lieber Herr, und vom Anpumpen ist bei ihm nicht die Rede — das sollten sich Andere merken, die sich getroffen fühlen — denn wenn die Welt schlecht ist — und wir leben, wie gesagt, eben in einer Uebergangsperiode — so sind das eben die, mit Erlaubniß gesagt, die Lumpensammler, welche die Welt verderben, ja, ja, die — hm! hm! — Lumpensammler."

Dabei lachte Hauptlumpe und die ganze Gesellschaft mit ihm wieder in lautes Halloh auf. Und erst nach langer Pause hatte es sich so weit gemäßigt, daß Heinz ausrufen konnte: „Aber, Rathskellermeister von Heimstädt, was muß ich vernehmen? Vor neun Uhr schon seid Ihr bei den «hm! hm! Lumpensammlern?» — denn das will heißen, bei dem siebenten, achten oder neunten Seidel! Wie schnell habt Ihr denn heute die «Uebergangsperiode» überwunden? Nehmt Euch in Acht, alter Meister, Alter schützt vor Thorheit nicht. Seid nicht leichtsinnig Flieht vor allem das stille Laster — laßt mich Euch darin eine Ermunterung zur Tugend sein!"

Der Maler Heinz wollte nämlich beobachtet haben, daß der Alte bei den ersten drei Seideln, die er des Abends trank, gar nichts sprach; bei den

zweiten dreien wurde er redselig, d. h. er schien dem Gespräche der Andern zuzuhören, und brachte dann einmal wenigstens an jedem Abend seine stabile Redensart vor: „wie gesagt, wir leben allerdings eben in einer Uebergangsperiode", die zur Politik, zur Cholera, zu den Feueranstiftungen und den Getreidepreisen passen mußte — eine Redensart, die er irgendwo aufgeschnappt hatte, und die er, da er doch einmal bisweilen etwas zu reden scheinen mußte, sich deshalb zur Universalaushülfe erwählt hatte, weil er sie einerseits nicht verstand und sie ihm deshalb sehr tief dünkte, und andererseits weil er gemerkt hatte, daß er sie bei jedem Gespräche anbringen konnte, ohne irgend eine Meinung oder Partei zu verletzen. Diese Redensart war ihm nun aber nicht mehr eine Aushülfe, sondern ein Lebensbedürfniß geworden, und wenn die Gäste einmal früh fortgingen, ehe er sein Bedürfniß, seine Leidenschaft befriedigen konnte, diese Redensart fallen zu lassen, so hatte Hauptlumpe bemerkt, daß er rathlos und trostlos, ungefähr wie ein gut gezogenes Hündchen, das in einem fremden Zimmer seine Dressur verleugnen zu müssen fürchtet, nach seiner Weise hastig angstvoll umhergeirrt war, um irgend Jemand zu suchen, bei dem er die ihm so bequemen, so lieben Worte loswerden

konnte: „Wir leben in einer Uebergangsperiode.“ Oft hatte Heinz, der eine sehr regelmäßige Lebensweise führte, indem er regelmäßig als der Letzte von der Kneipe ging, sich dann seiner erbarmt und über das sauere Bier oder über die theuern Zeiten gesprochen, worauf der alte Meister dann zur Antwort gab: „Ja, allerdings, wir leben eben in einer Uebergangsperiode.“ Erleichtert seufzte er dann tief auf, holte sich beruhigt ein neues Seidel und trank sein Bier weiter; wenn er dann auch, was meist geschah, einschlief, so kam er bei dem siebenten bis neunten Seidel in eine neue, die dritte Periode, die Periode der innerlichsten Entrüstung, Niemand wußte, worüber, aber er war dann stets mit einem gewissen tragischen Anfluge empört. Heinz behauptete, es sei entweder allgemeiner Weltschmerz oder die Last irgend eines geheimnißvollen Schicksals, die auf ihm ruhe und die ihn dann in dem dritten Stadium seines alltäglichen Lebenswandels zu allem und zu jedem Gespräche die drei inhaltschweren Worte ausstoßen ließ: „Sind alles, alles Lumpensammler!“ Die vierte Periode endlich, vom zehnten Seidel bis ins Unendliche, lief gleich der Schlange, die sich in den Schwanz beißt, dem Bilde der Unendlichkeit, in die erste zurück; von da an ward der Meister stumm, fromm, sanft wie ein

Kind, das am Gängelbande geleitet werden konnte — oft mußte — der edle, gute, großherzige Rathskellermeister von Heimstädt!

Heinz wußte, daß er viel gewagt, darüber Spott mit dem Alten zu treiben, der durch diese Entdeckung seine liebste, beste Redensart gefährdet sah — und wo sollte er so bald eine andere finden? Schon wäre er auch zürnend auf das Lumpenhaupt losgedonnert, wenn er nur zum Losdonnern gleich ein anderes Wort, als das beliebte gefunden hätte; aber kaum hatte er die ersten Silben desselben unwillkürlich über die Lippen gleiten lassen, so brach das Gelächter von neuem los, und Reinhard schrie: „Ich hab's gesagt, ich hab's gesagt, schon das achte Seidel mindestens!"

Doch ehe er aussprechen konnte, hatte Meister Kostenur die Mienen plötzlich verändert und ängstlich zischte er dem Maler ein sehr leise sein sollendes, aber sehr laut gerathenes „Pscht, pscht!" entgegen, denn — da stand Gustchen, sein Töchterchen, das Ideal eines Wirthstöchterleins und des Vaters Tugendwächterin, so hold, so sittsam, so dienstfertig stets und freundlich lächelnd, mit schüchtern niedergeschlagenen Augen, wie sie herangetreten war, um Hans von Sedlitz, den sie von je her im Stillen verehrte, mit dargereichter Hand zu bewillkommnen.

„Gustchen! Das ist ja das Gustchen, das Backfischchen von sonst! Ei der tausend, und wie ausgewachsen! Ei, wie mich das freut!“ rief Hans herzlich aus. „Wie geht's denn also und wie ging es stets?“

„Ach ja — wie Sie befehlen — ich danke schön — Sie sind sehr gütig — was soll ich schaffen?“ so lispelte sie, über und über erröthend, und so sanft, daß man nicht denken konnte, daß sie jemals zu widersprechen vermöge.

Der alte Kellermeister dankte Gott, daß Gustchen in ihrer Verlegenheit und Freude nicht fragte, worüber man ihn ausgelacht; denn Heinz hatte richtig prophezeiet, daß er beim neunten mindestens war, und Gustchen hatte, ohne je ein ernstes oder gar hartes Wort darüber zu sprechen, die Autorität über seinen Lebenswandel unwillkürlich ererbt, die früher seine Selige ausgeübt. Obgleich er wahrlich keinen Vorwurf zu erwarten hatte, wäre er unglücklich gewesen, wenn sie Verdacht geschöpft, daß er mehr als die vom Arzt erlaubten sechs getrunken hätte.

„Was wir befehlen?“ frug Hans freundlich. „Will das Gustchen nur immer schaffen und sorgen, und denkt, an ihrer lieben Gegenwart sei uns nichts gelegen? Aber wenn sie es denn so gut

meint, ein gutes, starkes Bier, wo möglich vom frischen Fasse, damit wird uns gedient sein. Halloh, wir wollen wieder einmal Männer sein, nach alter deutscher Art, nach unserer alten lieben Lumpenart!"

Gustchen war so ganz Liebe, Bereitwilligkeit und Sorgfalt, daß sie auch auf diese Bitte schüchtern erwiderte: „Ich danke schön — bitte sehr — Sie sind sehr gütig!"— als sie freudig behend forteilte, die gläsernen Kufen mit den schweren, numerirten Bleideckeln am neu angestochenen Fasse mit dem perlend braunen, weißschäumenden Gerstensafte zu füllen.

XIV.

Wie die Lumpen lustig sind.

„Recht so!" rief Reineke, indem er sich niedersetzte, die Füße um die Stuhlbeine schlingend, als suche er daran festzuwurzeln, daß kein Teufel ihn weder über noch unter den Tisch hinwegbrächte, und schlug mit beiden Fäusten auf die Platte, seinem Gesichte durch ein Heraufziehen der einen Augenbraue und ein Herunterziehen des andern Mundwinkels das furchtbar burleske Aussehen eines Urbildes von einem Lumpen gebend: „Recht so, Männer, id est richtiger: Lumpen wollen wir sein!"

Und „Ich bin ein Lumpe, kennt ihr meine Farben", so sang er nach der Melodie: «Ich bin ein Preuße» u. s. w., und schloß: „Ich bin ein Lumpe, will ein Lumpe sterben!"

„Ja wol", rief der junge Arzt mit jener er-

zwungenen renommistischen Weise, die ihm, auf der Universität einem Stubenhocker und genußunfähigen Pedanten, jetzt, wo er als Mann von Beruf und Würde seine Jugend nachträglich auszutollen sich bestrebte, den Namen „Sturmlumpe" erworben hatte, „es gehört ein ganzer Mann dazu, in jetziger Zeit, wo die heimlichen und übercivilisirten Lumpen dominiren, ein offener, ein naiver, ein naturwüchsiger Lumpe zu sein; denn wahrlich, es lag eine große Idee in unserer Lumpia, als wir vor sechs Jahren sangen:

«Littum, littum, littum lei,
Lustig ist die Lumperei!»

„Ja, es war wahrhaftig amusant", setzte Hans in legèrem Humor hinzu, „als wir damals in dem eleganten Berlin, das gleichmäßig zum Stutzerthum uniformirt ist, in dem Berlin, in dem jeder Lump in gelben Handschuhen und modernem Cylinder einherstolzirte, wenn er auch kein ganzes Hemd auf dem Leibe und kein Dreierbrot darin hatte — als wir da mit unsern leinenen Turnjacken, den verbrannten, handschuhlosen Händen und den wilden, ungeschorenen Locken, grotesk malerisch wie verwahrloste Söhne der Wildniß, in ländlich grober, aber stets reiner Wäsche einherlumpten, Lumpen uns selber nennend, weil wir keinen größern Staat

machen wollten, als unsere Miniaturwechsel uns erlaubten, und weil wir ja von unserer innern Tüchtigkeit so überzeugt sein konnten, daß wir nie eine Verwechslung unsers Namens mit unserm Werthe zu fürchten hatten!

„O toller Humor der Jugend, wo bist du hin! Was ist aus uns allen seit den sechs Jahren doch geworden! Ich habe manches indeß hinter mich gebracht und kann über mein Schicksal nicht klagen; aber ich muß sagen, das ist heute zum ersten Male doch wieder eine recht trauliche Stunde. Gott im Himmel, wie erinnert mich alles an jene frohen, tollen Tage! Wenn man es vermißt, fühlt man es erst, was die Menschen an einander fesselt; und meist ist es ja auch gar nicht das, was im Augenblicke einen Werth für uns hat; die Schwächen und kleinlichen Gewohnheiten, an die man sich erst gewöhnen muß, sind gerade das, was Einen dem Andern lieb und werth macht. Wie traulich ist es mir, dich, langer Fritz, wieder da sitzen zu sehen, edler Urlumpe, den Kopf vornüber gebeugt, gleichmäßig wie eine Dampfmaschine die blauen Rauchwirbel aus der Pfeife ausstoßend, schweigend in wahrhaft pythagoräischer Consequenz, und zum Zeichen deines Daseins nur dann und wann den kurzen, trockenen, grunzenden Husten von dir ge-

bend — nur, wie mich dünkt, bist du darin lebhafter, temperamentvoller ledern geworden, biedere, trockene Seele!"

Der junge Assessor, wie alle lang aufgeschossenen Figuren mit flacher Brust und vorgebeugtem Haupte, etwas hektisch, war eine mühsam fleißige Natur, die ihre ganze Lebenskraft pflichtgetreu ihrem Berufe und einer stillen bescheidenen Liebe zur Poesie zuwandte, in der Gesellschaft alsdann auszuruhen suchte und niemals anders als unwillkürlich, indem man sich über seine Sonderbarkeiten belustigte, einen Beitrag zur Unterhaltung gutmüthig bereitwillig gewährte. Sei es nun Schwäche oder Gewohnheit, jener regelmäßig kurze Husten, der einzige Ausdruck seiner Gemüthsstimmungen, trat am auffallendsten dann ein, wenn er verlegen war, wenn er etwas hätte sagen sollen, was er nicht sagen wollte. Das mußte auch jetzt der Fall sein, als er von Hans begrüßt wurde. Er wollte anfangs dem Fremden die Hand nicht reichen; als Hans sie aber zudringlich herzlich ergriff, war ein mehr als gewöhnlich lebhafter Husten die einzige Antwort, mit der er den Gruß erwiderte.

„Ja, es ist wahr, mit derselben ledernen Miene, mit der er damals in den großen, bei der ganzen Studentenschaft berühmten Wasserstiefeln Sommer

und Winter in Colleg und Kneipe strolchte, mit derselben ewigen Miene geht er noch heute zum grünen und zum Biertisch, vertheidigt er eine Kindesmörderin und singt er grunzend unsere Ulklieder. Aber laßt mir unsern Urlumpen in Ehren", so war Heinzens Rede, „der Mann ist mir was werth, der mir nicht nur Freundschaft, auch noch Geld und Ruhm einbringen soll, wenn ich ihn einst als Typus des Staatshämorrhoidarius in einem Balladencyclus modernster Romantik illustrire. Urlumpe ist der wahre Urlumpe, denn er ist, was er ist, nicht aus Renommisterei oder aus Leidenschaft, nicht aus Nachahmungstrieb oder Ehrgeiz, er ist es ururwüchsig und natursprünglich, er ist es, weil er nicht anders sein kann und sein muß, wie er ist; er ist nicht Hoch-, Haupt-, Sturm- oder Mitlumpe, er ist Urlumpe, so ehrwürdig, wie der Urgeist, der der Urwelt ursprüngliche Ursache ureigenthümlich verursacht haben soll, und während ihr alle euch geändert habt, Sturmlumpe zum Mitlumpen und Mitlumpe zum Sturmlumpen geworden ist, er bleibt als Assessor, was er war als Student und sein wird als Geheimrath. Ich könnte tagelang dasitzen, wie einen Götzen in seinem göttergleichen Gleichmuth ihn anstarrend, wenn er paff, paff! den blauen Aether von sich dampft, und

mit jenen indischen Braminen sagen: Om, Om, ich habe das Unveränderliche geschaut! Aber dennoch, und eben darum ist mir in alledem etwas Unheimliches. Es muß etwas stecken hinter dieser Verschlossenheit, was wir alle nicht kennen, und was sich, Staunen oder Schauer erregend, einst noch offenbaren wird. Es kommt mir vor, als würde ihn einst das Schicksal treffen, das alle die trifft, die nach der Götter ausschließlichen Vorrechten titanenhaft zu langen wagen. Mir graut oft, wenn ich zu seiner Höhe, unerreichbar wie die Gletscherspitze der Jungfrau, stumm staunend emporblicke und meine, hinter den blauen Tabacksnebeln, die sein Haupt undurchdringlich umwölken, müsse irgend ein unheilschwangeres Gewitter brauen. Es ist mir, als müsse dieser Gigant an Leidenschaftslosigkeit durch vulkanische Erschütterung der Leidenschaft einst zerstört werden, oder gar — verzeihe mir, Urlumpe, den kühnen Gedanken, aber Mitgefühl zu dir drängt ihn mir auf — als könntest du sonst die Göttlichkeit deines Gleichmuths als schwacher Sterblicher nicht tragen und dächtest, weil du einmal keiner und gar keiner Leidenschaft fähig seiest, als der Leidenschaft der Leidenschaftslosigkeit — und was ist das Leben ohne Leidenschaft — an Selbstmord aus Leidenschaftslosigkeit!“

Der Scherz war fast frevelhaft, vielleicht darum, weil mehr daran wahr sein mochte, als Heinz ahnte. Aber man lachte. Fritz selbst ließ nur tiefer und heftiger seinen Husten vernehmen, paffte unwillkürlich gewaltsam große Wolken wie ein arbeitender Vulkan hervor, die so sein Haupt einhüllten, daß man es nicht gesehen hätte, hätte er jetzt eine andere Miene als seine gewöhnliche gemacht, und Gottfrieden erschien es in der That, als habe er bei diesen Worten seltsam mit den Augen gezwinkert, wie man es noch nicht an ihm gesehen hatte.

„Du aber, werther Doctor, hast dich auffallend verändert, und wer weiß, ob zu deinem Vortheile", sagte Hans zum jungen Doctor. „Du bist nicht blos Gentleman, du bist Modenarr geworden. O pfui! Dieser Vatermord ohne Ueberlegung kommt mir unverantwortlich geckenhaft vor, und diese dickaufgetriebene goldene Uhrkette ist nicht einmal modern, nur geschmacklos; dem Siegelringe aber, der mit Wachs inwendig enger gemacht ist, sieht man es offenbar an, daß er nicht für dich geschaffen ist. O, warum thust du mir das? Warum, Sturmlumpe, willst du ein Modelumpe sein?"

Es war in diesem Kreise noch die alte schöne Jugendsitte, einander die Wahrheit zu sagen, was sich ein jeder gern hatte gefallen lassen, selbst wenn

die Wahrheit unter die Wahrheiten gehörte, die man im gewöhnlichen Leben als Grobheit zu bezeichnen pflegt. Der Doctor, der Jüngste von Allen, welcher immer gern der Wichtigste sein wollte, machte freilich dabei eine Miene, die es zweifelhaft ließ, ob er der alten Art noch anhängen wollte.

„Das Kerlchen will Praxis haben", rief Heinz dazwischen. „O, wenn du nur all' die Manöver kenntest, die er anstellt, um deinem Onkel Wangrood die Todescandidaten abzujagen! Sieh nur hier, Hans, im Wochenblättchen ist einmal angezeigt: «Ankündigung. Dr. med. Habersack, approbirter Arzt, Operateur und Geburtshelfer, früher Assistent des Assistenzarztes Dr. X. u. s. w., bittet hiermit seine auswärtigen Patienten an Lungenschwindsucht und Leberleiden und allen sonst unheilbaren Krankheiten, ihre Krankheitsberichte möglichst detaillirt ihm einzureichen — — » und hier nun umgeschlagen zweitens: «Danksagung! Dank, tausend Dank dem edeln Menschenfreunde, dem Lebensretter meiner fünf theuern, innig geliebten Kinder von der Rose — — » u. s. w., wahrscheinlich eine Art Ziegenpeter oder eine Hitzblatter wird es gewesen sein. O, edler Menschenfreund und Lebensretter, gewesener Assistent und jetziger Sturmlumpe, der du im Sturme jetzt durch Lumperei ein Kreisphy-

ſicat dir erſtürmen willſt, Gott ſegne deine Studia, doch paßt's nicht für die Lumpia!"

Der junge Doctor wußte bei dieſer Verhöhnung ſich nicht anders zu helfen, als daß er, ſeine Galle in ſich hineinſchluckend, in das Gelächter einzuſtimmen ſchien, und die Pfeile des Spottes auf den Mitlumpen, den Vetter von der kleinen Apotheke, zu richten verſuchte. Gottfried, ſonſt Fauſt genannt, weil er „leider auch Theologie ſtudirt", war ſeiner Zeit der flotteſte Burſche geweſen und hatte jetzt den frühern Namen des Doctors geerbt, weil er, ſeit er in Amt und Würden war, nie mehr etwas angab, ſondern ohne eigentliches Genie für Jugendthorheit, nur noch mitmachte, was Andere anleiteten. Der junge Doctor warf ihm vor, daß er nicht einmal den Namen „Mitlumpe" verdiene, weil er gar nichts mehr mitmache. Er ſei völliger Philiſter geworden, er trinke wol noch ſein Bier, aber nicht mehr mit den Männern in die Nacht hinein, ſondern mit den Seehunden (hier renommirte er mit einem Ausdrucke, der ſo viel bedeutet als Philiſter) um ſechs Uhr in der Veſpertina.

„Ja, ja, ihr habt gut reden", ſo hielt der Angeſchuldigte ſeine Vertheidigung, indem er durch die dicken Tabackswolken, die ſein fort und fort huſtender Nachbar um ſich verbreitete, mit ſeinem

kreisrunden Antlitz, wie der Vollmond, durch Gewölke blinkend, sich hervorbeugte, „ihr müßt aber auch bedenken, daß ich ein Mädchenlehrer bin. Wißt ihr, was das heißt? O ihr kennt sie nicht, diese kleinen Satans, die jetzt als Mädchen heranwachsen. Das macht aber alles die neue Erziehungsmethode, wo sie lauter Dinge lernen, die blenden, um auf einen Mann zu speculiren, der hinterher nichts damit anzufangen weiß. Des Morgens stehen die jungen Damen spät auf, wenn es bald Mittag ist, und sagen: «Guten Morgen, Feierabend!» Dann stellt die Mama ihnen den Kaffee vor, und dann setzen sie sich auf die Fußbank vor Mama (das Wort «Mutter» ist nicht mehr anständig) und lassen sich die Frisur und die Toilette machen. Mama muß kochen und wirthschaften, sie aber dürfen nichts anrühren, damit die Fingerchen nicht leiden — Gott, was für Fingerchen! Das ist wie zum Durchsehen! Da muß es freilich heißen:

. . . Sie flechten und weben
Uns himmlische Rosen ins irdische Leben.

Denn es kann eben nicht heißen:

Sie kochen und backen,
Stricken Strümpfe und Jacken.

Poesie und Literatur, Metrik, Physik, Philosophie, Malen, Singen und Klimpern, das alles müssen

sie lernen, um möglichst überspannt zu werden und ja nicht für das praktische Leben zu passen. Was die für Mucken schon auf der Schule haben! Ich soll nur einmal in einem gewöhnlichen Rock in die Schule kommen, abgeschabt, aber reinlich, so wie früher mein Vater seinen «Brotverdiener» trug, da gibt es ein Zischeln und Witzeln, und wenn die Stunde vorbei ist, dann hat die Eine ganz gewiß eine Carricatur gezeichnet und die Andere eine Persiflage darunter gedichtet, denn auf Kunst und Poesie verstehen sie sich, wie auf Malice und Coketterie vom zwölften Jahre an. Nun sollten sie erst erfahren, die kleinen Stricke, daß ihr mich Mitlumpen heißt, daß ich des Nachts im Keller sitze, ich wäre für ewige Zeiten brotlos und unmöglich als Lehrer. Unglückliches Geschlecht der Männer, das aus diesem Stamme Juda's sich Weiber nehmen soll! Aber, Gott sei Dank, es gibt noch Andere, die schon vor zehn Jahren erzogen waren, und ein vernünftiger Mann holt sich daher sein Weib. Die einfachen, treuen, braven Mädchen nach alter deutscher Art, die biedere Hausfrauen werden wollen, Hans, die sollen leben!"

„Sie sollen leben!" riefen Alle, rief auch Hans; auch Meister Kostenur und Gustchen mußten mit anstoßen. Aber Hans war nicht mit Enthusiasmus

in den Toast eingefallen, er war nachdenkend geworden, und sein Blick heiterte sich erst wieder auf, als sein Freund Heinz aufspringend, mit den Fäusten auf den Tisch gestützt, sich in Rednerpositur setzte und mit einer ernst begeisterten Miene, die ihm unendlich komisch stand, ausrief: „Ja wol, meine Herren, die bescheidenen Veilchen, die Jungfern im Grün, sie sollen leben, und wenn sie auch — Astern sind! Aber auch den stolzen Kaiserkronen, den wiegenden Lilien und den glühenden Centifolien ihre Ehre! Die genialen Mädchen sollen leben, die sich emancipirt haben vom Philisterium, die, ich möchte sagen, echt burschenschaftliche Mädchen, die Tricolore der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aufgezogen haben, frei zu sein an Charakter, uns gleich an Geist, und wie Brüder den Brüdern zugethan. O, ich sage euch, Männer von Heimstädt, es gibt in der großen Welt noch Mädchen anderer Art, Mädchen, die ein edles Männer- und Künstlerherz zu verstehen vermögen! Hans, die geistreichen Mädchen sollen leben, die Eine, die Geistreichste, die wir meinen, hurra hoch! Tusch und Tschinneratatah!"

Heinz war durch die ganze Rede ernst geblieben, am Schlusse vermochte er es nicht mehr, und mit den Händen auf den Tisch trommelnd, war

er in einen wilden, naturwüchsigen Tusch ausgebrochen.

Hans war aufgesprungen, und die beiden stießen bei dem Ausruf: „Amely!“ mit den Gläsern zusammen, sodaß die Scherben zwischen ihnen niederfielen.

„Amely? Wer ist das, Amely?“ frugen die Andern, der Doctor mit dem schlauen Lächeln, als wolle er sagen, er könne es sich schon denken, Gottfried mit ernster, ängstlicher Aufmerksamkeit.

„Amely“, antwortete Heinz mit einer Offenheit, die für Hans fatal war, weil Gottfried die Rede besser verstehen mußte, als er es denken konnte, „Amely ist der Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheiten; ob sie ein Mädchen oder ein Knabe ist, das wäre nach ihrem Charakter nicht zu entscheiden; jedenfalls ist sie so zart als nur je ein Mädchen, und so burschikos zugleich, als je ein Knabe war — Amely ist ein Engel, der uns, mir und meinem Hans, als wir zwei straßburger Münster hoch in der Luft an einem morschen Baumstamme hingen, Rettung zuwinkte; ein Engel, der uns erschien, als wir, von den Gletschern niedersteigend, verirrt und verschmachtet in Lebensgefahr gerathen waren, verführt durch eine wunderbare, fatalistische Sehnsucht — und auch ich kann eine

Sehnsucht haben — dem Lieb' ins Auge zu schauen! Hurrah, Hochlumpe, noch ein Glas dem Lieb', dem Lieb', dem damals wir ins Auge geschaut! Und auch ihr Mitlumpen, sollt so glücklich sein, mit anstoßen zu dürfen auf dieses Lieb', seid ihr auch nicht so glücklich, dieser Worte beglückenden Zusammenhang zu verstehen."

Gottfried aber wußte die ungefähre Einleitung dazu, und bei seiner lebhaften Aufmerksamkeit auf seines Vetters Gemüthsstimmung verlangte er, das Weitere zu vernehmen, wie Heinz und Hans aus jener gefährlichen Situation über dem Spiegel des Königsees gerettet worden seien.

XV.

Wie Hans und Heinz aus ihrer Lebensgefahr gerettet wurden und wer ihr Rettungsengel war.

Er erfuhr, daß zunächst Heinzens Geistesgegenwart und Aufopferungsfähigkeit es war, die den Freund vom Sturze gerettet hatte. Hans war bereits mit dem ganzen Körper über das Ende des Holzgerüstes hinausgeglitten und hielt sich, frei über dem Abgrunde schwebend, nur noch mit einem Arme an dem letzten Querbalken. Heinz, der schon bei dem Ausrufe des vorangleitenden Freundes auf die Situation aufmerksam gemacht war, hatte noch zur rechten Zeit weiter oben sich festgehalten und war der Gefahr für seine Person entrückt. Sobald er aber die Lage des Freundes gewahrt, läßt auch er unerschrocken bis zum Abgrunde sich hernieder und mit Gefahr seines eigenen Lebens verhilft er

Hans, auf das Gerüst sich zurückzuschwingen. Und wie sie nun da, vor dem augenblicklichen Tode gesichert, an die schlüpfrigen Balken sich anklammern, da sind Schreck und Lebensgefahr vergessen, und sie können die phantastische, im Uebermuth forcirte Sehnsucht befriedigen, dem Lieb' ins Auge zu schauen.

Wer den Königssee, diesen Zielpunkt aller Alpenreisenden, diesen Studienplatz der Maler, je gesehen, weiß es, welchen wunderbar fesselnden Reiz dieser tief dunkle, in die wildesten Gebirgsklüfte wie hineingezauberte, Himmel und Fels, Laub und Gletscher widerglänzende Wasserspiegel auf jedes für Schönheit und Größe empfängliche Gemüth ausübt — diese Oase feenhafter Anmuth mitten in der Wüste steinernen Schreckens! Da ist in der That das Auge der Natur, die Seele der Alpenlandschaft, in der das Felsgebirge sich selber schaut, sich selber gegenständlich wird. Die Natur wird hier zur Kunst, in sich selbst spiegelt sie sich wieder, sie gibt mit sich selbst ihr eigenes verklärtes Bild.

Wie eben stumm vor Schreck waren die beiden kühnen Maler dort oben auf der gefährlichen Kante, der Gefahr vergessend, jetzt stumm vor Staunen und Entzücken, bis dann in einem gleichzeitigen, langathmigen Jodler beider Seelen ihre Wonne

ausdrückten. Mannichfach hallte das Echo der männlichen Stimmen von den entgegengesetzten Bergwänden wieder und — o Freude! aus der Tiefe wurden sie mit einem fern dröhnenden Pistolenknall beantwortet, nach welchem ein anderes Jodeln, schwach wie ein Echo, heraufwehte.

Beide blickten fast senkrecht hinab und nun erkennen sie schwindelnd erst die ganze Höhe, in der sie sich befinden müssen, da die unter ihnen sich schaukelnde, menschenbelebte Gondel nicht größer als eine Nußschale in unabsehbarer Tiefe ihnen erscheint.

Der herabfallende Fels und ihr Jodeln mußte auf sie aufmerksam gemacht haben — man winkte ihnen von unten mit einem weißen Tuche zu, und eine Dame erkennen sie, auf der Spitze des Kahns frei stehend, mit flatterndem Schleier, die das Fernrohr nach ihnen zu richten scheint.

Sie jodeln von neuem, und aus dem Kahne antwortet ihnen, die der letzte über die Berge herüberreichende Sonnenstrahl verklärt, die Dame mit einem Wehen des Tuches und der Fährmann mit einem Alpenrufe.

Das hereinbrechende Dunkel zwingt die kühnen Kletterer, an den weitern Weg zu denken, denn aus der Höhe erkennen sie, daß noch nach halben

Stunden der Weg hinunter zu messen sein werde. Die Zeichen, die man unten gibt, lassen sie vermuthen, daß man sie auf die Bahn weisen wolle; man hatte sie in der That als Verirrte erkannt.

War es der Blick auf den See oder auf die Dame mit dem winkenden Tuche, kurz, die Müdigkeit wird für den Moment vergessen. Sie klettern an den Balken der Bergriese empor, rechts in die Felsen hinauf, aber nirgends ist es ihnen möglich, an dem senkrechten Absturz nieder zum Ufer hinabzukommen. Sie suchen wenigstens einen Blick auf den See zu gewinnen, um durch Zeichen neuen Rath sich zu holen; aber das Gebüsch verbirgt ihnen die Aussicht und nächtige Dunkelheit rückt näher und näher aus der Schlucht zu ihnen hinauf.

Jetzt, wo sie die Gefahr kennen, in der sie schweben, bemächtigt sich ihrer die Angst. Jeder zwingt sich, unglaublich unbefangen zu scheinen, aber jedem pocht das Herz höher und höher bei jedem Schritt, der immer noch keinen Weg noch Ausweg zeigt, bei jedem Augenblicke, mit dem das Dunkel dreister und dreister schon dicht neben ihnen hinter den Büschen hervorlauert.

Hans — er mußte es jetzt selbst bei der Erzählung sich und den Freunden gestehen — nach vierundzwanzigstündiger Anstrengung, erschüttert

durch den Todesschreck, mit Schmerzen in dem Arme, den er sich bei dem Sturze verstaucht, verliert die Kraft zum Weitergehen, als nach einem neuen Umherirren wieder ein neuer Abgrund jäh den Weg ihnen abschneidet und er, an einer letzten Baumwurzel sich anklammernd, zusammensinkt mit den Worten: „Heinz, mir wollen die Sinne vergehen."

Da plötzlich tönen ferne Stimmen; es ist derselbe Alpenruf, den sie von unten vernommen. Heinz jodelt auf, man ruft hin und wieder, die Stimmen kommen näher — da, bei dem Gedanken, das winkende Fräulein vom See sende ihnen Hülfe, raffen beide sich nochmals auf und klettern den Rufenden entgegen. Schon sind die Stimmen einander ganz nahe; da sehen sie durch die Dämmerung und die Büsche einen hellen Schleier flattern; eine Amazone, auf langem Alpenstab gestützt, eine Fee der Berge, kommt mit Führer und Erquickung ihnen zur Rettung.

„Und da", sagte Heinz jetzt sinnigen Auges den Freunden, „da sahen wir zum ersten Mal Amely, in Wahrheit dem schönsten Lieb', ins Auge!"

Die Genossen horchten auf, um mehr über die wunderbare Erscheinung zu hören, aber die beiden Maler waren plötzlich nachdenkend geworden.

„Und daß sie uns in solcher Gefahr begegnete,

erweckte zuerst ihr Interesse für uns", sagte Hans endlich, an die Weise denkend, mit der Dorette die bloße Erzählung aufgenommen.

„Und daß wir Maler waren, brachte uns in intime Freundschaft mit ihr!" setzte Heinz hinzu, mit jenem Aufblitzen seines Auges, das ihn manchmal verklären konnte, wenn er im Ernst von seiner Kunst sprach. „Wie sprach sie mit uns über Stoffe und Behandlung! Wie lernte sie von dir Landschaften und von mir Carricaturen zeichnen!"

„Und als ich ihr die Skizze meiner Amazone nicht zeigen wollte, weil sie für ein Mädchenauge nicht entworfen sei, da sagte sie weihevoll ernst: «Denken Sie, daß auch ich zu den Verbildeten gehöre, denen Natur und Schönheit ein Entsetzen sind?» — Ja, sie war ein herrliches Mädchen, so zart und keck zugleich! Ich mußte ihr zürnen, und doch war es unendlich rührend für mich, als sie beim Abschiede sagte: «Es ist schlimm für euch Maler, daß ihr eure Ideale habt. Ich müßte mich fürchten, einem Maler zu vertrauen, wenn er mich zu lieben meinte.»"

Hans sagte das mit finsterm, nachdenklichem Blick, und Heinz fiel hastig ihm ins Wort: „Ha, und dennoch sagte sie am Tage unserer Trennung mit ihrer unbändig übermüthigen Miene mir ins

Gesicht lachend: Ich weiß nicht, was das ist — lieben; aber ich glaube, ich könnte nur einen Maler lieben!"

Und Hans fuhr auf, auffallender, als er es wol bemerkt wissen wollte: „Das hat sie dir wirklich und in Wahrheit gesagt?"

Und als Heinz mit der Miene des Selbstbewußtseins es bestätigte, sank er in unruhiges Nachdenken zurück.

XVI.

Ein neues Heirathsproject wird unter den Freunden entdeckt, voraussichtlich der Keim großer tragischer Conflicte.

Die ganze Gesellschaft war in Schweigen versunken und schien großes Gefallen an Meister Kostenur's Cigarren zu haben, so herzlich schlecht dieselben waren. Der junge Arzt grollte vor sich hin, daß er heute nicht die erste Rolle spielen konnte; der Assessor sprach ja nie; Gottfried war innerlichst besorgt; Hans und Heinz begegneten sich mit träumerischen Blicken; es hat einen eigenen Reiz, wenn junge, lebenskräftige Männer mitsammen an junge schöne Frauen und Mädchen denken!

Reineke durchbrach zuerst die „Trübe-Tümpelei", indem er das alte Burschenlied anstimmte:

Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns der Jugendtraum bescheert;
Drum, traute Brüder, trotzt dem blassen Neide,
Der unsre Jugendfreuden stört:
 Feierlich schalle der Jubelgesang
 Schwärmender Brüder beim Becherklang! u. s. w.

Der Chorus war eingefallen, und nun nahm der Jubel erst recht seinen Anfang. Um auf Amely anzustoßen, hatte Hans Wein bestellt, worüber der alte Kostenur in lebhaft brummenden Unwillen ausgebrochen war.

„Da raisonnirt er nun wieder“, sagte Heinz: „«Diese jungen Leute, ist das eine Art, schwärmen in die Nacht hinein, verzehren ihr bischen Geld, lassen mich alten Mann nicht zur Ruhe kommen!» Nicht wahr, Meister, das wollt Ihr jetzt sagen, wenn Ihr Euch auch nicht mehr verständlich machen könnt! Wenn wir aber einmal solid sind, mit den guten Bürgern bei einem Glase Bier da sitzen und um neun Uhr ins Bett kriechen, da ist's ihm auch nicht recht; da heißt es wieder: «Ist mir das eine Jugend, ist mir das eine Art, vertragen nichts mehr, verzehren nichts mehr, sitzen da und nehmen den Platz weg, wo Einer sitzen könnte, der etwas verzehren würde!» — He, Alter, ist's nicht so?“

Der Alte aber brummte in sich hinein, wobei man ungefähr etwas zu verstehen glaubte, was

vielleicht so viel heißen sollte, als: „Ganz andere Dinge — Marmorpalais — Concurrenz — ruinirter Mann.“

Auch der biedere Rathskellerwirth lief Gefahr, ein Opfer des Speculationsgeistes zu werden, der seit der Erbauung der Eisenbahn über das ruhige Städtchen Heimstädt hereingebrochen war. Schulze und Schneider, ein Paar berliner Hoteliers, hatten die Erbauung der Bahnhofrestauration in Entreprise genommen und ein modernes, elegantes Gebäude dort errichtet, das, vom Publicum „Marmorpalais“ genannt, schon jetzt fast alle Besucher des Rathskellers an sich gezogen hatte, sodaß die fünf Jugendfreunde heute die einzigen Gäste desselben waren.

„Ich will mich aber Eurer annehmen, Kellermeister, Vater der schönen Guste, die, um Euch im letzten Stadium usque ad infinitum nicht zu sehen, sich zur Ruhe begeben zu haben scheint“, so predigte Heinz dem Alten. „Laßt Euch dieses Unglück eine Strafe des Himmels sein für die Unbill, die Ihr Euern Gästen oftmals angethan, und eine Lehre, die Euch zur Klugheit führt. Welches hinterlistigen Verraths habt Ihr Euch oft schuldig gemacht, wenn ein anständiger Bürger, ich nenne mich nur zum Beispiel, den keine edle Gattin, vom Tagewerk heimkehrend, zu Hause erwartet, wenn ein solcher

hier bei einem einfachen Wassersüppchen (so nannte Heinz Punsch, Grog und dergleichen Getränke, bei denen Wasser freilich die geringste Zuthat war) die Stunden der Junggeselleneinsamkeit sich abkürzen wollte! Wie habt Ihr da oft, wenn ich ein neues Gläschen meines Beruhigungstrankes bestellte, so gethan, als schliefet Ihr, oder als könntet Ihr die Rumflasche nicht finden, oder Ihr putztet die Lichter und, wie es hieß, aus Versehen, hattet Ihr sie ausgeputzt, und dann bedauertet Ihr so unendlich, kein Streichhölzchen mehr zu Hause zu haben, und Gevatter Baumann, der Kramermeister, habe bereits seinen Laden geschlossen! Denkt Ihr, das hätte die Welt nicht durchschaut? Und wenn die Welt nicht, doch der dort oben, der alles sieht! Sagt, Meister Kostenur, war das deutsche Biederkeit, christliche Treue? O glaubt mir, das Marmorpalais von Schulze und Schneider ist Strafe des Himmels für diese Sünden. Doch bessert Euch, und es wird noch alles gut werden. Trete Er fest auf, alter Stiefel, und höre Er auf unsern Rath:

Herr Wirth, nehm' Er das Glas zur Hand
Und schenk' Er wieder ein;
Schreib' Er's nur dort an jene Wand,
Gepumpet muß es sein.
Sei Er fidel, ich laß ihm ja
Mein Skizzenbuch zum Pfande da."

Bei dem alten Rheinweine von dem vortrefflichen Jahre 1832, dessen Stoff nicht auszugehen versprach, begann nun das lustige Kneipgenie den ganzen unerschöpflichen Schatz seiner Lieder auszukramen, unter denen er heute so viel ernste und mit solcher Begeisterung vortrug, daß seine ganze Erscheinung den Freunden eine ungewohnt poetische sein mußte. Zuerst sang er:

„Es war 'ne wahre Freude,
Wie mich der Herr erschuf,
Ein Kerl für Sammt und Seide;
Nur Schade, daß er suf.

Die Stiefeln sind zerrissen,
Die Aermel sind entzwei,
Und draußen auf der Haide,
Da bläst der Wind so frei.

Die Wirthsleut' und die Mädel,
Die schreien Ach und Weh!
Die Wirthsleut', wann i komm',
Die Mädel, wann i geh'.“

Und dann erklang Heine's tiefsinniges Lorleilied:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.“

mit dem erschütternden Schlusse:

„Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn,
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan."

Und wie voll tönten heute die Stimmen der beiden Alpensteiger! Wie wachten bei jedem dieser Töne neue freundliche Erinnerungen auf! Jedes dieser Lieder hatte ja jenes fremde, so rasch den Künstlern vertrauende, wunderbare Mädchen von ihnen gehört und mit ihnen gesungen. Was alles war heute zusammengekommen, um in Hans die Gedanken an sie frisch und hold aufleben zu lassen — die Erzählung seines Abenteuers, das Wiedersehen des mitbegeisterten Reisegefährten, das Austauschen der Erinnerungen an die schönsten Tage, die beide verlebt zu haben meinten, und endlich die Worte, die der Freund ihm jetzt erst berichtete: „Ich könnte nur einen Maler lieben!" So wie er sich erinnerte, daß seine und ihre Stimme bei den Melodien dieser Lieder in der freien, frischen Alpenluft harmonisch zusammen geklungen waren — war es denn wirklich nicht möglich, daß ebenso ihrer beider Lebensbahnen ineinander gelenkt wurden? Und wenn die Hindernisse, die er zwischen ihr und sich aufgethürmt sah, nur Uebertreibungen seiner krankhaft erregten, Träume deutenden Phantasie gewe-

sen wären, o wie hätte dann sein Herz aufathmen wollen vor Fülle der Poesie! Wie waren jetzt ihm bei dem bloßen Gedanken alle diese Lieder und Melodien, alle Lebensfreuden erst zur wahren Jugendlust verklärt!

Drum waren ihm heute Heinzens Züge so lieb geworden, da er dachte, daß sie an seinen Humoresken solches Behagen empfunden, daß er es ja war, der ihm zuerst die Zuversicht entdeckte: sie könne einen Maler und nur einen Maler lieben.

Er hätte ihm um den Hals fallen, ihn küssen und ihm danken mögen für die selige Gewißheit, durch die er ihm das Leben jetzt verherrlicht; aber er durfte vor den Andern sich nicht verrathen und, nur mit brüderlicher Zutraulichkeit ihm auf die Schulter klopfend, rief er aus: „Heinz, du bist ein Prachtkerl, ein Prachtlumpe, der Hauptlumpe in Wahrheit des Wortes! Haben wir alle seit den sechs Jahren des hereinbrechenden Philisterthums uns mehr oder weniger verändert, du bist dir gleich geblieben, ewig unverwüstlich gleich, und doch ewig unermüdlich neu. Wahrlich, Freund meiner Seele, du imponirst mir jedesmal von neuem, wenn ich dich wiedersehe, du classischer Lump! Jeder Zoll ein Lump, ein braver Kerl, ein fideler Bursche!“

Da fiel Reineke aus seiner Ausgelassenheit in

Nachdenken und aus Nachdenken in tiefe Melancholie. „Ach nein, nein!" rief er aus, „ich bin doch nicht mehr, der ich war; ein schweres Schicksal hat sich an mir erfüllt, und eben daraus, wie ihr jetzt über mich lacht, sehe ich, wie wahr es ist: Du sollst den Teufel nicht an die Wand malen. — Ah bah — ihr kränkt mich durch euer Lachen, und doch habt ihr ein Recht dazu. — Ja, ja, es ist weit mit mir gekommen. Was ich im Scherze scheinen wollte, in Wahrheit jetzt bin ich's geworden — ein Lump, ein elender, lumpiger Lump, ein verlorenes Subject, ein verliedertes Genie! Ich will mich bessern, aber ich kann das Trinken nicht mehr lassen. O und —

Im Wein that Manchen schon der Teufel holen,
Es fallen mehr durch Becher als Pistolen."

Er machte ein so sonderbares Gesicht dazu, ungefähr wie ein Kater, wenn er seine Mäuse nicht verdauen kann, daß die Freunde es wieder für ein mimisches Kunststück ansahen und ihm einen Gefallen zu thun vermeinten, indem sie ihrer Lachlust alle Thore öffneten. Er aber, mit seiner bewunderungswürdigen Gewandtheit Glas auf Glas einschenkend und leerend, schrie sie kreischend an, sodaß sie erschraken: „Lacht nicht, ich bitte euch, um alles in der Welt, lacht jetzt nicht! Lacht, wenn

ich Witze reiße, wenn ich euer Narr sein will, aber lacht nicht, wenn ich ernst bin, wenn ich auch einmal einen Gedanken habe — weiß der Himmel, und Gott sei Dank, es ist ja selten genug."

Er nahm eine Prise, und zwar unmittelbar aus der Tasche seines Flauses, wo er den Taback ohne Dose trug, und fuhr, wie ein Hahn gravitätisch sich aufrichtend, fort: „Ich bilde mir deshalb immer noch ein, etwas Besseres zu sein, als mancher von euch, die ihr in eurem Philisterium einherlumpt, wie der Ochse in der Tretmühle. Das kann jeder und ist gar keine Kunst, denn was eine Kunst ist, davon versteht ihr doch einmal nichts! Da sagt ihr, daß der Kerl verlumpt ist — bah! Warum trinkt er! — Ja, warum trinkt er? Wißt ihr's, warum er trinkt? Non, messieurs, davon versteht ihr nichts, denn das gehört zur Kunst! Ihr habt gut ordentlich sein! Ihr geht alle Morgen in die Schule und aufs Gericht und euer ABC und Corpus juris, das ihr da braucht, kennt ihr auswendig; das leiert ihr ab und die Leute müssen's euch glauben. Mir aber hilft kein ABC und Corpus juris; ich soll alle Tage etwas Neues ausdenken und Neues malen, wenn ich leben will. Nun habe ich aber einmal Hunger und will etwas ausdenken, aber da fällt mir nix ein,

und ich denke nach und denke nach, daß der Schädel brummt und die Augen aus den Höhlen hervorstehen, aber es fallt mir und fallt mir halt nix ein. Kann ich dafür, daß mir nix einfallt, und kann mir Jemand helfen, daß mir was einfallt? He, was nun? Nichts kann mir helfen, und da — da — da — da trinke ich mir eins", sagte er, in süßer Trunkenheit mit zugekniffenen Augen lächelnd; „und wenn ich dann so ein liebes Räuschchen habe, dann geht's doucement nach Hause, schlaf mir's aus, und am andern Morgen — — da fällt mir ganz gewiß was ein."

Er suchte bei diesen Worten in allen Taschen nach seinem Taschentuche; jetzt fiel es ihm erst ein: er hatte das einzige, das er besaß, ja heute bei der Kälte um den Hemdenkragen geschlungen, und so fuhr er, über sich selbst ärgerlich fluchend, fort, indem er Hans das seinige aus der Tasche nahm und es zu sich steckte, um im nächsten Augenblicke schon zu vergessen, daß es das seinige nicht war: „Es ist doch gar nicht so leicht, wieder ordentlich zu werden, und es ist Schad' um mich, nicht wahr, sehr Schad'! Ein Kerl für Sammt und Seide, nur Schade, daß er suf. Aber es soll doch besser mit mir werden und es wird. Wenn ich nur erst eine gescheidte Frau habe, die soll mich gewaltig unter

den Pantoffel nehmen, und dann will ich ein ganz anderer Kerl werden, und dann wird mir auch immer was einfallen. O lacht nur, das ist gar nicht so fern, ihr wißt's nur nicht, ich hab' mir schon neue Wäsche und einen Frack und weiße Weste machen lassen, nobel, sage ich euch, nur nobel. Aber hier ziehe ich's nicht an, fällt mir nicht ein. Die Philister hier, der Onkel Habersack und Tante Schimmelpennig an der Spitze, glauben am Ende, ich wolle mich, wie sie es nennen, melioriren und ihre Moral sei durchgedrungen. Nein, meine Herren Philister, Sie sollen nicht den Ruhm davon tragen, aus mir einen noblen Menschen gemacht zu haben. Sie sollen sich über mich ärgern, so viel sie wollen, und wenn sie wieder einmal in mich hineingeredet haben, daß sie meinen, es müsse etwas geholfen haben, dann gehe ich hinauf in meine Logirkammer, schließe die Thür zu, ziehe den neuen Frack an und sage zu mir selbst: Von der Noblesse haben sie keine Ahnung. Aber am Tage, ehe ich von dannen gehe, wenn ich es hier nicht aushalte, dann mache ich Abschiedsvisite in dem nobelsten Costume, das je hier in Heimstädt gesehen worden ist, und wenn sie dann mich halten wollten, dann geht es — juhheisa, ade, dann geht es nach Berlin."

„Nach Berlin?" fragte Hans.

„St, st!“ antwortete er geheimnißvoll.

„Und wann?“

„Sobald hier der Festkuchen zu Ende geht.“

„Und was willst du dort?“

„St, Still! Heirathen — aber nicht weiter sagen!“ sagte Heinz und freute sich über des Freundes verblüffte Mienen.

„Heirathen?“ lachte Hans; „und wen?“

„Dir kann ich's sagen: Sie, die nur einen Maler lieben wollte! Verstehst du? War das nicht deutlich genug gegeben? O du einziges, englisches Kind — nur einen Maler lieben! Und ich bin der Mann, es zu verstehen, ich!“

XVII.

Kein Zechgelage ohne Krakehl, und wie die flotten Freunde am frühen Morgen auseinandergehen.

Hans lachte laut auf und sah mit herzlich mitleidigen Blicken den burlesken Freund an, der das Lachen jetzt nicht mehr übelnehmen oder gar nicht mehr hören konnte, denn er war in seinem liebenswürdigsten Stadium, in dem Stadium der Kindheit gewissermaßen, wo er nur noch lächelte und lallte, wie in holdem Spiele gurgelte und gluckste, und nur in innern Stimmen redete, die von seinen Freunden „Bauchreden" mit Recht genannt wurden.

Hans konnte kein Ende des ausgelassensten Lachens finden; aus seinen Augen leuchtete dabei ein freudiges, stolzes Feuer, als sei plötzlich ein glücklicher Gedanke in ihm aufgestiegen, als sei ein

herzerhebender Entschluß in ihm zum Durchbruch gekommen. Und „Champagner!“ rief er, „alter Meister Kostenur, Champagner sollt Ihr uns bringen, daß wir Heinze's Liebe leben lassen.“

Gottfried, der als Studio den letzten Heller mit den Kameraden im Bier zu vertrinken oder im Landsknecht zu verspielen gewohnt war, sodaß er von den Seinigen schon verloren gegeben war, war nun so weit sparsam und solid geworden, daß er erschrak über diese Verschwendung, wie sie in Heimstädt noch nicht vorgekommen war. Nur der alte Habersack zu seinem Geburtstage oder der Bürgermeister bei den ersten drei Kindtaufen, bei der vierten, fünften und den folgenden auch nicht mehr, hatten Champagner spendirt, das wußte die ganze Stadt, und deshalb hatte der alte Kellermeister auch wol ein paar Flaschen auf dem Lager. Aber so mir nichts dir nichts Champagner trinken, das hielt der haushälterische Theologe geradezu für unsittlich und war in Wahrheit über solche Verschwendung entrüstet; aus welcher Noth hätte Hans mit den Kosten weniger dieser Flaschen manchem seiner nächsten Verwandten verhelfen können!

Der alte Wirth rief mehre Male: „Gleich, gleich“, ehe er sich aus seiner Trägheit und seinem Erstaunen endlich doch aufraffte und mit bedenklich

schüttelndem Haupte die kostbaren Flaschen herbeiholte, da ihm nicht so viel am Verdienste, als an der Moral und der Vernunft seiner Gäste gelegen war. „Diese Jugend", brummte er vor sich hin, „reine Uebergangsperiode — — Lumpensammler — — Lumpensammler!"

Als die Flaschen gebracht waren, wollte Gottfried nochmals das Oeffnen verhüten: „Um des Himmels willen, was willst du thun? Du weißt selbst nicht, was du willst."

„So jung kommen wir nicht mehr zusammen", antwortete Hans und brachte den Toast aus:

„Schöpft den Becher aus dem Vollen,
Lebt, so lang das Leben tagt;
Sicher sind wir, daß wir sollen,
Ob wir's können, sei gewagt."

Die Pfropfe knallten, die Flaschen sprudelten, die Gläser perlten und klangen lustig aneinander.

Hans, der bisher vornehm und nachdenklich zurückhaltend gewesen war, entwickelte jetzt, da die Andern mehr und mehr dem Banne des Gottes Morpheus verfielen, einen Humor, der keine Grenzen kannte.

In dem Verse:

„Ich wollte, daß nach hundert Jahren
Wir noch wie heut beisammen wären!"

gab er seiner behaglichen Lustigkeit einen jubelnden Ausdruck. Dann fing er an, um seinem Namen Ehre zu machen, die Freunde zu hänseln. Hauptlumpe gab in seiner kindlichen Hülflosigkeit den meisten Stoff dazu. Hans behauptete, sein ewiges Spielen mit den Augenbrauen und sein unermüdlich sich variirendes Bauchreden deuteten auf innere Visionen; hier sei entschieden Thiermagnetismus vorhanden, wie überhaupt Hauptlumpe der höhere Vierfüßler zu sein scheine — er solle sogar, wie man schon bemerkt haben wolle, des Nachts, seiner eigentlichen Natur gehorchend, auf allen Vieren sich nach Hause begeben.

„Wenn das wahr ist, um des Himmelswillen, du mein Lebensretter“, so bat ihn Hans, „nimm dich in Acht, daß du dich nicht einmal verspätest — soll heißen verfrühest, und in Berlin eines schönen Morgens, wenn die feine Welt Promenade oder Corso hält, vierfüßig durch die Linden nach Hause wanderst! Für so burschikos du deine Liebe auch hältst, gute Seele, ich glaube doch, das wäre eine Genialität, zu deren Würdigung selbst sie sich nicht hinaufschwingen könnte.“

„Was Wahres daran! — Aber bessern — bald bessern und Frack anziehn“, so lallte er, indem er einen Hering vor sich hin hielt und mit Blicken

betrachtete, die sagen wollten: „Du mein Labsal und mein Trost, du meine Wonne und letzte Rettung du!“

Als Heinz nicht weiter auf alle jene Invectiven eingehen wollte, rief Hans: „Er ist todt für uns, schafft ihn in die Leichenkammer!“

Urlumpe, der noch immer gleichmäßig dampfend kerzengerade und todtenstumm dasaß, war einmal keiner Unterhaltung fähig — mit unheimlichem Feuer in den Augen betrachtete er Hans, als wollte er jede seiner Bewegungen verzeichnen. Mit Gottfried scheute Hans sich jetzt, in Gespräch zu kommen, und so war Sturmlumpe der Einzige, an dem er seinen Humor auslassen konnte.

Der junge Arzt war bereits selbst Patient vom Trinken und von der Galle geworden. Er trank noch, aber es schmeckte ihm nicht mehr; er lächelte noch, aber nichts freute ihn mehr; er zwang sich zum Trinken und zum Lächeln, nur um zu renommiren, nach altem Studentenbrauch, auf den er jetzt so viel gab, weil er zur rechten Zeit ihn mitzumachen nicht die Courage gehabt.

„Prost, Sturmlumpe“, rief Hans ihm zu, „ich komm' dir ein Glas! Laß uns einen Salamander reiben!“ — eine alte Zechersitte, nach der große Gläser mit einer Zauberformel aneinander gestoßen

und dann mit eins schnell hinuntergetrunken werden müssen.

Hier aber fiel der Renommist aus seiner Rolle. Er, der bisher den flotten Studentencomment angepriesen, antwortete im Rausche, seine Ermüdung bekennend und seinem innern Aerger nachgebend: „Ach, was da! Laß nun endlich die Possen; es ist einmal Zeit, daß wir vernünftig werden!"

Und damit war der Krakehl gegeben. In der Studentenart fortfahrend, nahm Hans die Worte im Scherze auf, um darüber zu „düfteln", d. h. sie hin- und herwendend, ein Wort zum andern geben und zum andern entlocken, bis die Foderung zum Duelle da ist, aber in der Art, daß jeder sich bemüht, den andern zur Beleidigung zu zwingen, um dann selbst als der Beleidigte und Genugthuung Fodernde aufzutreten.

„Possen?" sagte also Hans mit angenommener unendlich wichtiger Miene. „Und: endlich vernünftig werden — hm, hm! Hast du dir das überlegt, was du damit sagst?"

„Ich bin nie unüberlegt."

„Und wie hast du dir's denn überlegt?"

„Das ist deine Sache, darüber nachzudenken."

„Und die Folge meines Nachdenkens ist, daß ich darüber Erklärung verlange."

„Die du aber nicht bekommen wirst.“

„Vielleicht, weil du zu schwerfällig bist, sie geben zu können!“

„Ganz gewiß, des schweren Verständnisses wegen, das ich voraussetzen müßte.“

„Da es mir in der That auch schwer wird, in deinen Reden einen logischen Zusammenhang zu finden — — —“

Wie das in der Aufregung des Weines, wo Zuneigung und Abneigung, Haß und Liebe in unberechenbaren Graden gesteigert sind, zu geschehen pflegt, daß lang zurückgehaltene Antipathien hervorbrechen, und daß aus kleinen Anlässen heftige Erbitterungen urplötzlich erwachsen können, so war auch hier aus dem Scherze, ehe Hans und die Andern es sich versahen, störender Ernst geworden. Der junge Arzt hatte sich ereifert, da er in den passenden Jahren Spaß zu verstehen nicht gelernt, und hatte erbittert Beleidigungen gegen Hans ausgesprochen, die dieser ihn bitten mußte, zurückzunehmen. Der entschiedene Ernst, mit dem Hans ihm dabei imponiren wollte, reizte ihn noch mehr; mit gesteigerten Invectiven gegen den Champagnergeber hatte er die Traulichkeit des Beisammenseins durchbrochen und verließ in Wuth und Zorn, taumelnd in Trunkenheit, den Keller.

Urlumpe war, um zu vermitteln, dazwischen gesprungen, aber auch ihn hatte der Bruder beschimpft, indem er ihm vorwarf, daß auch er den Feinden seines Vaters, den Verfolgern seines Hauses, zugethan sei, und der junge Assessor sprach jetzt — und auch er mußte ein Räuschchen haben, weil er überhaupt einmal sprach — seine Bedenklichkeit aus: „Fatal, das wird wieder einmal Familienrancune geben!"

Heinz lallte traumselig: „Liebet euch untereinander und lasset ein Kindlein zu mir kommen!"

Meister Kostenur war selig entschlafen und antwortete auf die Frage der Aufbrechenden, welche Zeit es sei, nur noch: „Uebergangsperiode — Schlemmerei — mein Haus in schlechten Ruf bringen — Lumpensammler!"

Aus dem schwülen, raucherfüllten Keller, von dem Gottfried meinte, schon die Luft in ihm sei betrunken, traten die Vier Arm in Arm hinaus in die sternenhelle, frostig frische Winternacht. Eben schlug die Uhr auf dem Rathsthurme vier, und Hans jauchzte auf über den weiten, stillen Markt mit den dunkeln, verödeten Weihnachtsbuden in einem hellen, langgedehnten Jodeln — in demselben Augenblicke sah er an einem Fenster in der anstoßenden Nebenstraße ein Licht erlöschen.

„Das war Dorchen's Lämpchen", sagte Gottfried zu ihm. „Das arme Kind hat die Nacht hindurch gearbeitet zum morgenden Feste, das wir wol ganz vergessen — oder auch vielleicht geweint!"

XVIII.

Wie Hans mit schwerem Herzen nach Hause geht.

Gottfried und Hans waren plötzlich allein; sie wußten am andern Morgen selbst nicht, wie sie sich von den Freunden getrennt hatten, nur daran erinnerten sie sich noch, daß sie in der Ferne Heinz singen und den Assessor dazu die Baßstimme brummen gehört und endlich vernommen hatten, wie der Maler mit den Nachtwächtern Scandal anfing, eine obligate Lärmscene, ohne welche Heinz glauben mochte, nicht mehr einschlafen zu können.

„Ja, ja, sie hat oft geweint", sagte indeß Gottfried zu seinem Begleiter, der bei jedem Worte lächelnd staunen mußte, wie der alte flotte Bursche ins Moralisiren und in Amtsmienen sich hineingelebt hatte, „wir wissen es alle, und wissen auch, warum, und du weißt es auch. Aber nun wird ja alles

gut werden; deine Schwester und deine Schwägerin, sie werden neue Menschen werden; du wirst das Glück unserer Familie wiederbringen. Ich habe es immer gesagt, wenn die Andern auch widersprechen wollten, du kennst deine Pflicht und wirst thun, was deine Pflicht ist; denn du bist ein Ehrenmann und kannst nie vergessen, was du unserer Familie zu verdanken hast. Haben sie dich nicht auferzogen, da dein Vater so früh starb, so wenig hinterlassend? Und hingen sie nicht alle an dir, auch da du fern warst, wie an einem Sohne des Hauses? Es ist nun unsere Schuldigkeit, unsere, der jungen Leute, die den Alten alles verdanken, daß wir zusammenhalten und auch selbst wieder für uns und für die Andern sorgen. Es ist so schwer jetzt, versorgt zu werden, für junge Mädchen wie für junge Männer, und da müssen wir für einander einstehen. Du ahnest es nicht, welche Liebe dir von Allen lohnen wird. O sie hielten immer noch etwas auf dich, und sie werden dich auf Händen tragen, wenn du ihnen wieder angehörst. Und nun, gute Nacht, lieber Junge, schlaf' wohl; sei uns allen herzlich willkommen in Heimstädt und laß dir etwas Gutes träumen. Du weißt, was man in der ersten Nacht in einer neuen Wohnung träumt, das wird erfüllt."

— — Und was träumte Hans in dieser Nacht?

Lange saß er wachend da, auf demselben Platze, auf dem vor wenigen Stunden erst eine künstlerische Idee so bezaubernd plötzlich in ihm aufgestiegen war. Aber jetzt, als er wieder jene Jugendträume und dies Madonnenbild vor seinem innern Auge sich gestalten lassen wollte, wie war jetzt seine Schöpfungskraft erlahmt, wie seine Gedanken zersplittert, wie seine Phantasie unwillkürlichen, boshaften Einfällen hingegeben!

In das Madonnenbild traten jetzt immer der häßliche Pudel und die verzerrten Gesichter der schreienden Kinder hinein, und Dorchen selbst, wie kam sie ihm entstellt, unmalerisch vor in den weiten, steifen Aermeln und der runden, weißen Pelerine, worin er sie beim Theetisch gesehen!

Das arme Kind wußte nichts von dem, was Mode ist. Abgeschlossen von der Welt, hatte sie bei der Großmama gelebt, die einen Stolz darein setzte, daß sie und ihr seliger Pastor nur Kleider getragen, die sie selbst verfertigt hatte. Auch Dorchen, um folgsam zu sein und ihr kleines Nadelgeld zu sparen, verfertigte ihre ganze Garderobe sich selbst — nähte sie doch heimlich noch manche Nacht für fremde Leute um Geld — und ihre Muster nahm sie dann von dem Brautkleide der Mutter, oder

aus einem alten Modejournal aus deren Zeit, und was ihr daran vielleicht gefiel, das ahmte sie nach. Als nun Hans angekommen war, war sie schnell, die kleine Eitle, in ihre Kammer hinaufgeeilt, um ein neues Kleid anzuziehen, und das war ein Kleid mit den weiten Ärmeln, die unten eng anschließen, und mit der kurzen, formlosen Taille.

Hans wußte nun nicht, wie er so eine Madonna malen sollte! Das Ideal war ihm zur Burleske geworden. Das erschreckend herbe, wie aus der Posaune des Engels klingende Wort: „Pflicht", das Gottfried ausgesprochen, tönte in seinem Innern wider und verscheuchte alle holde Bilder freien, phantastischen Schaffens.

„Pflicht, Pflicht!" sagte er sich; „was ist das, Pflicht? Habe ich doch mein Lebtag an Pflicht noch nicht gedacht! Ich, der ich kein Recht habe auf Erden, kein Recht, etwas zu besitzen, kein Recht, etwas zu fodern, der ich nur ich selbst bin, nur durch mich, durch meine Arbeit, durch mein Talent — ich soll nun plötzlich Pflichten haben! Rechte wollt ihr von mir fodern, der ich selbst kein Recht habe? Hier mich binden in eine Heimat, in der ich nicht heimisch bin? Hier mich fesseln durch Liebe, die mir — was kann diese Liebe mir sein? Was kann ich hier wollen? Wollen mit

meinem Berufe, mit meinem Talente, das ja mein Alles ist? Hier malen? Was hier malen? Vierschrötige Bierwirthe, bornirte Gecken, stelzenbeinige Pantoffelmacher? Ich bin einmal kein Breughel, kein Pistorius, kein Heinz — hab' keinen Sinn für Genremalerei! Was soll mir dies Madonnenbild, das im Augenblicke, wo ich es concipiren will, in eine Fratze sich verwandelt? Man kann nicht wie Raphael und wie Hasenklever zugleich die Welt anschauen. Diese Kluft von Idealität und Realität zu umfassen, soll der Genius noch geboren werden, und ich habe einmal keine Liebe für das Gemeine auf Erden. Nein, nein! Ist es denn nicht möglich? Kann ich dich nicht festhalten, wie du im Augenblicke des ersten Wiedersehens blendend mir entgegentratest? Nur ein wenig die Tracht idealisirt, nur ein wenig freier die Flechte um das Haupt geschlungen, ein wenig nur das Mieder gelüftet und die Linien der Schönheit enthüllt — und du wärst ein Ideal! Aber da kommen mir die verdammten barocken Puffärmel nicht aus dem Sinn, die altfränkische Pelerine, der Gesichter schneidende Bube, das bleichsüchtige Kind — fort, fort damit, wo gibt es hier Bilder für mich?"

Und er versank in sein Sinnen. Er sah das Heiligenkind im Schreien gewaltig das Mäulchen

aufreißend, und wie die Madonna, ihm Schlummerlieder singend, es ebenso that, und wie vor Anstrengung ihr die Augen aus dem Kopfe traten; Riekchen, das ältere Mädchen, schlug mit einer riesigen Ruthe nach dem Kinde, und der kleine Max blökte die Zunge ihm selbst, dem Zuschauenden, entgegen, während der häßliche schwarze Hund mit rollenden feurigen Augen seine Waden bedrohte. Dann sah er den Schwager Wohlgemuth, mit seinem ewigen Gleichmuth in den Mienen, unbewegt wie ein Todtengesicht, und die Vettern Finsterbusch und Feuerbrand mit den langen Reiherbeinen, die alle tanzten in furchtbarer Gruppe um das Kind, sodaß Hans angst und bange wurde, nicht wissend, ob sie es hätscheln oder züchtigen wollten. Hinter ihm aber erschallte ein wieherndes Gelächter, und wie er sich umdrehte, erblickte er Heinz, mit dem Bleistift in der Hand, ausrufend: „Ein Stoff, ein Stoff! Dreißig Kreuzer für den Quadratzoll!“ Hans aber fühlte den Angstschweiß auf der Stirne, denn er wollte die Madonna malen, aber er konnte bei diesen Fratzen keinen Gedanken sammeln, und die langen Frackschöße der langen Vettern flogen ihm über das Reißbret, und da stand plötzlich Meister Kostenur hinter ihm und sagte ihm mit seiner väterlichsten Miene: „Nur ruhig Blut, wird schon

werden, Uebergangsperiode, geht vorüber, ein Wassersüppchen trinken!" Hans aber stieß die Staffelei um und schrie in furchtbarem Schmerze seiner Seele: „Ihr seid daran schuld, ihr habt mich ruinirt, ich habe kein sicheres Auge mehr, keine feste Hand, keinen ausdauernden Gedanken! Eine Kugel vor den Kopf! Ich kann nicht mehr malen! Was soll ich nun noch auf der Welt?"

Aber in demselben Augenblicke hörte er von einer lieben Stimme, die ihm so hold vorkam, als hätte er sie lange schon erwartet, seinen Namen rufen: „Pst, pst, Hans! Nur still, daß die Mutter uns nicht hört; komm', komm' fort mit mir, mich sollst du malen, als Lorelei, Hans, du guter, interessanter Hans!"

Und wie ein Erstickender, der plötzlich wieder Luft athmet, so athmete er auf, ein Alp schien ihm von der Brust zu weichen, es war jetzt alles, alles wieder gut — er fühlte sich in Amely's Armen, die listig und selig zugleich ihm entgegenlächelte.

Doch in demselben Augenblicke hörte er nochmals seinen Namen flüstern, aber von anderer Stimme; er sah um sich und er war allein in dem Logirzimmer zu Heimstädt, in dem er auf dem Sopha eingeschlafen war, und die Morgensonne schien hell ins Zimmer, alle Bilder, alle Träume,

die bösen und die holden, verscheuchend. Und er vernahm Dorettens Stimme an der Thüre leise, schüchtern ihn nochmals rufend: „Hans, Hans, schläfst du noch? Wir haben längst gefrühstückt. Du sollst jetzt Elsbeth sehen. Hans, prost heiliger Christ!"

Hans sprang auf, versprach sogleich zu kommen, rieb sich die Augen und mit wüster, leerer Empfindung vor sich hinstarrend, sagte er: „Prost heilger Christ — war das Dorchen? Wie munter, wie verwegen sie das sagte! — Der heilige Christ! Was wird er dir und mir bescheren?"

XIX.

Wie Dorchen in derselben Nacht ganz andere Dinge gedacht.

Das war ein Schritt, der Entschluß gekostet hatte, daß Dorchen an des Fremden Thüre zu pochen wagte! Aber sie wollte jetzt entschlossen sein. Auch in ihr waren über Nacht seltsame Gedanken auf- und niedergewogt.

Zuerst waren es Reue und Aerger über ihr Benehmen bei der Erzählung der Reise, das ihr jetzt ein recht kindisches und thörichtes erschien. Sie war ja aber immer und von ihrer ganzen Familie her gewohnt gewesen, schüchtern und bang in die Welt hineinzuschauen, nie etwas zu wagen, noch zu unternehmen; nur sorgen und besorgen, hüten und verhüten, lag in ihrer Natur. Vielleicht merkte sie gestern Abend eben nach dem störenden Unfall

und Auftritt zum ersten Male, wie schwächlich sie mit diesem ihren Wesen, wie arm dabei ihr ganzes Leben war. Wenn sie dagegen seine männliche Persönlichkeit, seinen sichern Blick, seine freien, kräftigen Bewegungen betrachtete, so mußte sie sich sagen, daß er nicht so zurückgezogen entsagen konnte, daß er wagen mußte, und daß es ja wol sein Glück sei, wagen zu können. Und wenn sie weiter seine starke Natur bedachte, wenn sie sich vorstellte, sein Arm führe sie — o jetzt fühlte sie es, da hätte ja auch sie den Muth gehabt, zu wagen, mit ihm, für ihn zu wagen, mehr als sie ihrer selbst willen zu wagen versucht!

Jetzt, wo sie von der Ueberraschung des Wiedersehens sich erholt hatte, wo der Gedanke an seine Gegenwart nicht mehr beängstigend war, jetzt, wo, geknüpft an jenes Ausrufen ihres Namens in nachdenklicher Einsamkeit, eine leise beginnende, gewaltsam freudig anwachsende Hoffnung sie belebte, jetzt fühlte sie den Muth und empfand das Glück zu wagen.

Ja, sie wollte wagen — wollte wagen, die Erfüllung aller der Träume von Glück und Liebe, die als schüchterne Wünsche ihre Jugendempfindungen versüßt und als schwere Enttäuschungen verbittert, jetzt wieder zu hoffen, wieder herbeizusehnen, her-

beizuverlangen. Nochmals das Glück, dessen leiseste Hoffnung zu verschmerzen bisher schon ihr so manche sanftleidende, peinvoll kämpfende Stunde gekostet, dieses Glück mit der ganzen Kraft ihrer gereiften Seele jetzt zu verlangen, war sie zu wagen entschlossen — und sollte diesmal der Verlust das Herz ihr brechen! Was war ihr das Leben, das sie seit seiner Entfremdung geführt, gegen einen Augenblick des Hoffnungsgefühls, das seit der Stunde seiner Wiederkehr ihr ganzes Wesen so beglückend und so erschütternd überkommen war!

Sie holte jetzt, als alles zur Ruhe gegangen war, auf ihrem Kämmerlein alle die Andenken hervor, die sie von ihm schon seit sechs Jahren aufbewahrt hatte, und die sie so lange zu berühren nicht gewagt, um mit alter Sehnsucht nicht alte Schmerzen neu zu wecken. Da waren Schleifen, die er auf dem Cantoreiballe am Sylvesterabend ihr geschenkt hatte, kleine Bleistiftskizzen, eine malerische Baumgruppe, unter der sie einst Blindekuh gespielt, ein romantisches Gebirgshäuschen, das er als Ideal einer Wohnung entworfen, eine Caricatur auf den Onkel Finsterbusch, die sie immer, obgleich sie darüber lachen mußte, für eine Sünde gehalten, und endlich ein vertrocknetes Vergißmeinnichtsträußchen, das sie, als er das letzte Mal

Abschied nahm, für ihn gepflückt hatte; aber als er es verlangte, meinte sie damals, sich etwas zieren zu müssen, und da wurde er unwillig und bat sie nicht mehr darum, und da hätte sie um alles in der Welt das Sträußchen in seinen Händen wissen mögen, aber um alles in der Welt hätte sie nicht den Muth gehabt, es selbst ihm freiwillig zu schenken, und so war er ohne Sträußchen abgereist, und mit thränenden Augen hatte sie das verwelkte zu den andern Andenken gelegt.

Und als sie es nun wieder sah, gedachte sie dessen, was die gute Tante Bergräthin Schimmelpennig so oft gesagt hatte, daß die liebe Liebe den jungen Mädchen meist den Kopf so verdrehe, daß sie vor lauter Liebe sich selbst ihr Unglück anrichteten: Da seien sie oft gegen den Mann, den sie liebten, daß sie innerlich verbrennen möchten, so eisig kalt, so spröde und oft so blöde, daß er beim besten Willen an ihnen irre werden müsse; und wenn ein Mädchen liebe, so müsse sie es entschieden wissen, was sie wolle und wie sie es wolle, und das sei zunächst das, daß sie es den Mann wissen lasse. Nichts feßle die Männer mehr, als Klarheit und Entschiedenheit in der Neigung zu ihnen.

Dorchen wollte nicht mehr thöricht sein. Ihr

ganzes Glück, ihr ganzes Leben stand ja auf dem Spiele! Sie wollte klug und muthig werden — sie brauchte ja nur offen zu sein.

Sie kniete nieder in der einsamen Nacht und betete lange und inbrünstig zu Gott, und dann warf sie Kußhändchen gen Himmel, wie ein Kind, das sich vor Glück nicht zu fassen weiß — sie war ja jetzt wieder so jung wie in der schönsten Blüte ihrer Jugend, so glück- und liebeselig, daß sie die verblichenen Schleifen, die Bilder und das Vergißmeinnichtsträußchen küßte — und nun wußte sie auch, was sie thun wollte, um offen zu sein gegen Hans und ihm Abbitte zu thun für die damalige Lieblosigkeit aus übergroßer Liebe.

Sie hatte schon damals in der Erwartung, daß Hans zum nächsten Weihnachtsfeste die Familie besuchen würde, ein schönes Taschenbuch, das er auf dem Herzen tragen sollte, das sinnigste Geschenk, das eine Dame einem Herrn machen kann, für ihn mit Seide auf Seide zu sticken begonnen. Auf der einen Seite war ein grüner Immortellenkranz, auf der andern der einfach sinnreiche Stammbuchvers:

Wandle auf „Rosen" und —
„Vergiß mein nicht!"

in Rebusart ausgeführt, sodaß die Blumen, die Rosen und das Vergißmeinnicht, bildlich ausgedrückt

waren. Sie hatte sich schon damals über diesen so kühnen als klugen Gedanken, der alles wieder gut machen sollte, so selig erfreut; aber ach! noch zeitig genug hatte sie vernommen, daß Hans zum Feste nicht kommen werde, und so hatte sie die Arbeit unvollendet gelassen — das „Vergiß—mein—nicht!“ fehlte noch in der Stickerei.

Glückselig eilig hatte sie jetzt die so lange ruhende Arbeit hervorgesucht und trotz der verbrannten Hand unabläßig die Nacht hindurch gearbeitet, — da sie zu Weihnachten jeden der Familie, selbst den alten Finsterbusch, an dem sie es vor sich selbst gutmachen wollte, daß sie manchmal über ihn lachte, zu beschenken pflegte, war sie es ja gewohnt, um diese Zeit die Nächte hindurch bei der Arbeit zu sitzen. So flink ging die Nadel hin und her! Nie war sie sich so ungeschickt vorgekommen wie heute, wenn dann und wann ein im Faden sich schlingender Knoten sie aufhielt, oder gar als sie vor Uebereilung in den Finger sich stach. Ach, dabei hatte wieder ein Zagen ihr Herz überschlichen; aber der schwere Seufzer, der von einem Thränchen begleitet war, wurde erstickt durch ein neues vertrauensvolles Anrufen des Vaters im Himmel; sie wollte muthig, wenigstens gefaßt wollte sie sein. Und da sie eben bei den letzten Stichen war, hörte sie, am

frühen Morgen bereits, das Singen über den Markt schallen. Sie vermuthete Hans mit seinen Freunden. Sie wollte ihm diesmal sein langes Schwärmen nicht übelnehmen, er war ja einmal ein anderer Mensch als sie alle! Sie löschte nur schnell ihr Lämpchen aus, damit er nicht ahnen könne, daß sie für ihn so lange gewacht, und als sie ihn die Treppe behutsam hinauf schleichen hörte, sank sie hoffend und betend auf ihr jungfräuliches Lager. Ein ereignißvoller Tag lag hinter ihr, und welche Entscheidung sollte der nächste bringen?

XX.

Der nächste Tag.

Da hatte sie am Morgen wieder das neue Kleid mit den Puffärmeln und der runden Pelerine, in dem sie sich so stolz vorkam, ihm zu Ehren angethan. Und als er, da die Wintersonne schon hoch am Himmel stand, noch immer nicht erschien, schlich sie pochenden Herzens an seine Kammerthüre, um ihn zu wecken, um ihm zu zeigen, daß sie ihn nicht fürchte, daß sie nach ihm verlange. Als sie es aber gethan, eilte sie erschreckt schnell zur Wirthschaft, um ihre aufwallende Erregung zu beherrschen, um sich zu frohen Mienen und freundlichem „Guten Morgen!" für ihn zu sammeln.

Aber er kam nicht und kam nicht. Sein Frühstück stand da, die Wirthschaft war bestellt, die Weihnachtsarbeiten alle fertig; das Taschenbuch für Hans

trug sie selbst im Busen. Jede Minute war ihr endlos, jeder Augenblick war ihr peinlich; denn das Harren machte sie erregter, unsicherer, verlegener. Um nur beschäftigt zu sein, wischte sie nochmals den Staub von den Möbeln. Da fand sie Hansens Skizzenbuch da liegen; er sah es ja nicht, so schlug sie es auf und schaute hinein. Aber was sah sie da! Sie hatte schon gehört, daß die Kunst den Menschen anders darstelle, als Mode und Sitte es gebieten; aber beim Anblicke dieser unverhüllten Amazonenschönheit fuhr sie überrascht und erschreckt zusammen. Wie ein Schlag traf es sie durch alle Nerven, Glut und Blässe wechselten auf ihren Wangen, Frost und Fieber in ihren Pulsen. Sie schlug das Buch zusammen, begann ein Vaterunser zu beten, und als sie sich hinwegwendet, steht Hans blaß, verstört, mit finsterm Lächeln sie anstarrend, hinter ihr.

So hatte sie das Wiedersehen nicht erwartet. Alle freundliche Vorsätze, alle muntere Mienen, alle die artigen Anreden, auf die sie sich vorbereitet, sie waren dahin. Sie wußte nicht zu einem Worte, einem Blicke sich zu fassen; sie entschlüpfte wieder schüchtern, kalt, fremd, ohne des Vetters Gruß zu beantworten.

Und sie war nicht nur fremd und kalt; er er-

schrak, als er sie beim Tageslichte jetzt zum ersten Male wieder betrachtete, wie sie so blaß war; sie war eine verblühte Schönheit, ein krankes Mädchen. Er hatte tiefes, tiefes Mitleid mit ihr.

Hansens Skizzenbuch, der Schatz seiner Ideen, sein Allerheiligstes, lag nun da und Niemand rührte es den ganzen Morgen an, Niemand fragte: Was ist das? Niemand bemerkte es; es schien, als meide man, es mit Worten oder mit den Fingern zu berühren. Warum sprach auch Onkel Wohlgemuth nicht davon? Hatte auch er hineingesehen und es scheu wieder zugeschlagen? Als Rieckchen, seine Tochter, neugierig darangehen wollte, verbot er es: „Laß, das ist nichts für dich, nichts für uns", und legte es hoch auf den Schrank, wo es nicht gesehen, nicht herabgeholt werden konnte.

Niemand sprach von Hansens Kunst, Niemand von seinen Gemälden. Dorchen scheute sich offenbar, ihm nahe zu kommen, seinem Blicke zu begegnen. Es war, als wenn man eine Sünde, einen Fluch auf ihm haften sähe. Er mit seiner Liebe am Idealen, mit dem Stolze eines Künstlerbewußtseins kam sich vor, gemieden, wie ein Verstoßener. Jede Freundlichkeit, die man ihm nun erwies, die auch Dorchen ihm zu erweisen sich sichtbar zwang, er glaubte sie dem Mitleid zu verdan-

ken. Aber bei einem Stolze, wie es der seine war, konnte Mitleid zu fühlen, nicht zur Liebe, aber Mitleid zu erregen, zum Hasse, zur Verachtung führen.

Es stand bei Hans fest, er wollte fort von hier, schleunigst fort nach Berlin; nur wußte er nicht wann und nicht wie; er hatte ja noch ein Band, noch eine Pflicht hier, seine kranke Schwester. Konnte er diese Fessel so schnell, wie er wünschte, lösen? Konnte er überhaupt sie lösen?

„Aber nun, wo ist Elsbeth? Jetzt endlich muß ich meine Schwester sehen!"

So rief Hans eben hastig aus, als eine altbekannte Figur durch die Apothekenthüre fest und stolz ins Zimmer trat. Es war ein Greis in den sechziger Jahren, seinem Auftreten nach der rüstigste Mann. Um die hohe Stirne kräuselten sich volle weiße Haare, die fast das Ansehen einer gepuderten Perücke hatten, und sonderbar abstechend von ihnen lagerten über den feurigen dunkeln Augen rabenschwarze dicke Brauen, die man für gefärbt hätte halten mögen, wenn es diesem Manne von altem Schlage jemals hätte einfallen können, mit irgend einer Kunst seinem Aussehen nachzuhelfen. Die starken Züge mit dem pedantisch würdigen, ehrbar galanten Ausdruck, bei denen man glauben mußte, der Zopf hänge ent-

weder noch hinter ihnen, oder sei ganz kürzlich erst abgeschnitten worden, diese Züge mit dem Gepräge der vollkommensten Greisenschönheit ließen heute, als Hans dem Onkel Doctor Wangrood, ältestem Arzte und Kreisphysicus des Ortes, bewillkommnend entgegentrat, den verschmitzt lächelnden Zug vermissen, hinter dem er sonst für die jungen Leute beiderlei Geschlechts eine Menge recht derber Neckereien barg, die er deshalb auszusprechen sich nicht scheute, weil, wie er selbst sagte, dergleichen Dinge einmal gedacht wurden und zu denken auch eine Freude sei, nur daß die gute alte Zeit sie nicht immer zu verschweigen gesund und ehrlich genug gewesen sei. Von dieser ewig witzigen Bonhommie offenbarte Onkel Wangrood, das ehrwürdige Oberhaupt der ganzen Familie, heute nichts, sondern fertigte Hans mit einem oberflächlichen Händedrucke und kaltem, strengem Blicke ab.

„Schon ausgeschlafen?“ waren seine ersten Worte, als Hans ihn mit bewillkommnender Herzlichkeit entgegenkam und versicherte, wie er sich über das Wiedersehen freue.

„Paperlapap! Wenn die Freude so groß ist, die hätte man sich nicht so lange aufzusparen gebraucht. Heimstädt ist lange nicht so weit von München wie Italien, wenigstens nach meiner Geographie, die

doch wol nicht veraltet sein wird, wie meine übrigen Ansichten, besonders meine Heilmethoden, was man ja sehr wohl wissen wird vom jungen Herrn Dr. med. Habersack, gewesenen Assistenten des gewesenen Assistenzarztes X., ich glaube im Pferdestalle dieser oder jener Dragonerbrigade. Gleichviel, aber es freut mich, daß er mit drüben so gut Freund ist. Ist allerdings viel Bildung dort — der Alte in Paris gewesen, die Jungens in Berlin studirt, haben viel Geld verputzt, trinken Champagner mir nichts, dir nichts — muß also natürlich Bildung, viel Bildung da sein."

Hans wollte sich darüber entschuldigen, daß er die Schulfreunde eher als den Onkel aufgesucht; dieser aber fuhr in seinem derben Sarkasmus fort: „Hat gar nichts zu sagen, finde das ganz natürlich. Wir können doch keinen Champagner trinken, haben's nicht dazu! Da muß man allerdings dahin gehen, wo man solche Leute findet, wie man sie sucht, Taugenichtse! Nehmen Sie meine Worte nicht ungütig, Herr Neffe, ich bin noch von vor der französischen Zeit, wo man noch deutsch sprach, jetzt würde man wahrscheinlich sagen: Genies, und das wird Ihnen nur schmeichelhaft klingen!"

„Ah, Herr Onkel, Sie sind offen bis zur Grobheit!" gab Hans zur Antwort; „aber Grobheit ist

jetzt eine solche Rarität in der Welt, daß man sie sich als Curiosität wohl gefallen läßt. Nur verlangen Sie nicht, daß ich antworten soll; ich bin wieder aus einer Zeit nach der französischen und kann jenes vorsündflutliche Deutsch nicht verstehen!"

„Braucht auch gar nicht zu antworten; soll nur hören, was wir meinen. Wird aber auch das wahrscheinlich nicht mehr verstehen, was wir sagen wollen, denn von Dankbarkeit, Sparsamkeit, Häuslichkeit und Tugend weiß, glaube ich, die jetzige Welt der sogenannten Genies nichts mehr. Denn wenn sie davon weiß, so wäre es unverantwortlich vom zeitgemäßen Herrn Neffen, daß er sechs Jahre lang seine Familie nicht zu kennen scheint, die ihn gepflegt und erzogen hat, wenigstens so weit er zu erziehen war, und seine armseligen paar Thaler verwaltet hat, bis sie zu Ende gingen, daß er nicht einmal die Rücksicht nehmen konnte, seiner Frau Schwester, die krank und schwach daniederliegt, auch aus irgend welcher Genialität, die sich hier Nervenschwäche nennt, eine beruhigende Nachricht aus seinem Vagabundenleben zu geben. Jetzt wird es ihm irgendwo fehlen, da sind wir gut genug, da sollen wir für ihn sorgen — —"

XXI.

Das Wiedersehen von Bruder und Schwester.

Da kam Dorette hinzu und meldete, die Tante sei vorbereitet und verlange sehnlich, den Bruder zu sehen. Wohlgemuth, Wangrood und Dorchen begleiteten Hans hinauf; sie alle wollten sehen, welchen Eindruck das Wiedersehen des Bruders auf sie machen werde.

Und da sah nun Hans die Schwester wieder, fast ohne sie wieder zu erkennen. Das sonst so herrliche Haar der lange noch nicht Vierzigjährigen war gebleicht, ihr Antlitz abgezehrt, ihre Farbe leichenblaß, die Haut so durchsichtig, daß er glauben konnte, durch die fast geschlossenen Lider die dunkeln Augensterne hindurchschimmern zu sehen.

Als Hans eintrat, lag sie da, regungs- und bewegungslos, wie ein Bild von Wachs. Erst als

sie ihn erblickt hatte, und als sie ihn sah in seiner ausgebildeten männlichen Erscheinung, schlug ihr mattes Auge höher auf, belebten sich ihre Züge, sanftes Lächeln spielte um ihre Lippen, die so welk waren, daß sie kaum die schönen Zähne bedeckten, die Brust hob sich in freudigem Aufathmen, ihr ganzer Körper richtete sich auf, die Hand streckte sie ihm entgegen, Freude und Entzücken in den Mienen unendlichen Leidens — Hans war tief erschüttert, wie er es nicht geahnt hatte, als er hier ein Leben sah, das ganz in ihm lebte, fern von ihm erstarb, an ihm erwachte.

Er sank vor ihr nieder auf die Knie, ergriff die schwache, durchsichtig weiße Hand und bedeckte sie mit vielen Küssen. Wie um einen Geliebten, so schlang Elsbeth ihre Arme um des Bruders Hals und blickte ihn lange, in seinen Zügen forschend, an.

Als sie von dem Ausdruck derselben befriedigt und erfreut zu sein schien, winkte sie den Uebrigen und bat mit einem unwiderstehlichen Blicke, sie allein zu lassen.

Dann forschte sie nochmals lange, lange in den geliebten Zügen des vor ihr knienden Bruders, und endlich sprach sie mit der altbekannten sanften, jetzt ach so matten Stimme: „Hans, aber wie konntest du mir das thun? Ich glaubte ja nicht, daß du

noch lebtest. Doch nun ist alles, alles gut. Freilich kommst du ja nicht meinetwegen, aber du bist doch gekommen! Nicht wahr, Dorchen's wegen kommst du? O, ich weiß alles. Und willst du wirklich hier bleiben? Bist du in solcher Noth, daß du nicht anders kannst? Ach, armer Hans, wenn ich nur irgend etwas für dich thun könnte, aber wir sind ja so arm, so arm! Und also sollst auch du es nicht weiter bringen, du sollst nichts werden, als solch' ein armer, armer Schulmeister?"

„Ein Schulmeister, ich?" frug Hans, indem er glaubte, sie rede nicht ganz in vollem Bewußtsein.

„Nun ja, weil sie dich ja an der Bergwerksschule in der Kreisstadt anstellen wollen, mit 200 Thalern jährlich, damit du Dorchen heirathen kannst."

„So ist schon mit mir verfügt? Wer hat das über mich verhängt?"

„Sie haben es gestern Abend alles ausführlich besprochen, hier im Nebenzimmer, als sie glaubten, ich schliefe. Du warst ausgegangen, und Onkel Wangrood und Tante Schimmelpennig kamen, sich nach mir zu erkundigen und einen Familienrath zu halten, du kennst das ja!"

„Ja, Elsbeth, sie meinen es gut mit mir, aber — aber muß ich und muß ich denn hier bleiben?"

„Ob du mußt? Mein Gott, du mußt es selbst ja wissen. Es macht mir schon Sorge genug.“

„Liebe Schwester, ich sehe ein, ich habe unverantwortlich an dir gehandelt, dich so zu vergessen; aber ich wußte ja nicht, daß du so krank warst; ich wußte ja nicht, daß du so an mir hingst. Ach glaube nur, wenn man so allein in der Welt sich durchschlägt, man vergißt es gar zu leicht, daß die Menschenherzen geschaffen sind, für einander zu leben. Aber nun ich dich wiedersehe, du arme schöne Elsbeth, so schön, wie du je warest, aber so leidend, ach so leidend, daß es mir das Herz zerreißt — jetzt, glaube mir, jetzt wird dein Bild, dein Angedenken keinen Augenblick aus meiner Seele schwinden. Glaube mir, ich könnte jetzt dich nimmermehr verlassen, ohne daß ich hören müßte von dir, ohne daß du wüßtest von mir, wo immer ich wäre. Sage mir, Elsbeth, müßte ich bei dir sein, hier bei dir sein, damit du glücklich wärest?“

„Damit ich glücklich wäre! Wie kannst du danach fragen? Du soll ja nicht für mich leben, ich lebe für dich, durch dich, du nur bist es, an den ich denke, nicht an mich sollst du denken, nur an dich — und du hast an mich gedacht!“

„Also verlangst du nicht, daß ich hier bleibe, daß ich von der Welt mich zurückziehe?“

„Ich es verlangen? Mein Gott, ich bin unglücklich, daß du nicht anders kannst, oder kannst du anders? Hast du die Mittel? Kannst du sonst verdienen und leben? Ich kann dir ja nichts, nichts geben."

„O ruhig, Schwester, ruhig, um mich sollst du nicht klagen; mir geht es seit Jahren erträglich und jetzt über alle Maßen gut. Ich hatte immer zu leben, und wenn das Geld einmal ausging, so habe ich doch nie meinem Stande etwas vergeben. Mit dem letzten Groschen", sagte er lächelnd, „kaufte ich mir helle, feine Handschuhe, und wenn ich dann nicht das Mittagsessen bezahlen konnte, so ging ich stolz spazieren und kaute einen Zahnstocher zwischen den Zähnen und sagte den Collegen, ich äße in dem und dem Hôtel Table d'hôte. So habe ich in der Noth den Humor stets bewahrt, und deine Armuth, Schwester, laß dich nicht drücken; ich brauche nichts von dir, dir kann ich helfen. O ich bin reich, sehr reich für einen Künstler; ich habe Geld, Ruhm und Liebe für meine letzten Bilder geerntet, und mir fehlt nichts mehr, wenn du nicht willst, daß ich hier bleiben und Zeichnenlehrer werden soll."

„Ich es verlangen?" O ich war unglücklich, als ich glaubte, du könntest nicht anders. Aber

du kannst anders? O so gehe fort, fort in die Welt, wo du Ruhm und Glück ernten kannst, sei deinem Adel treu, nur sei nicht arm, Hans! Ach, arm, es ist entsetzlich, arm zu sein! Wenn man arm ist, darf man nicht einmal krank sein, auch wenn man so krank ist wie ich, und wenn man es ist, so ist es ein Verbrechen, das man an Andern begeht. Jahrelang habe ich mich geschleppt, nicht geklagt, nicht gefragt, bis ich zusammengebrochen bin. Ach, wenn du nicht wärst, ich wüßte nicht, warum ich noch leben sollte, was mich noch freuen, noch verlangen, worauf ich noch gespannt sein könnte. Nur das Eine noch verlangt mich zu wissen, und Gott bewahre mir das Leben hier auf Erden, bis ich es erfahren, wenn ich den Andern auch zur Last bin, die mich nicht verstehen — wie es mit deinem Schicksal werden, ob du groß, ob du glücklich, ob dein Lebensloos gesichert sein wird!“

„O du gute, du arme Schwester, jetzt erst fühle ich, wie ich dich liebe, wie ich stets dich lieben mußte! Ja, für dich will ich sorgen, deinetwegen selbst glücklich zu werden streben, ja für dich will ich mich wagen in die große Welt, einen Platz darin und Ruhm und Ehre mir erwerben. Ja, so höre es, ich liebe ein Mädchen, das herrlichste Mädchen, das die Erde trägt; sobald sie mein ist,

bin ich glücklich, glücklich in jeder Hinsicht, alle Wege stehen mir dann offen, meiner Kunst zu leben, es kann mir kein Wunsch mehr übrig bleiben, für dieses ganze Leben. Elsbeth, gib mir deinen Segen dazu; er wird mich erheben, mich stärken und ermuthigen, daß ich ihrer mich würdig fühle."

„O, wenn ich deine Fürsprecherin sein könnte! Wenn sie wüßte, wie edel und wie gut du bist, wie du geliebt zu werden verdienst — —"

„Still, Elsbeth! Du sprichst nicht wie eine Schwester, du sprichst, wie ich nicht hoffen kann, daß je die Geliebte von mir sprechen werde. Aber Dank, tausend Dank, daß ich so dich wiedersehe, daß ich dich beruhigen kann, daß deine Wünsche die meinen sind! O nun ist das Herz mir wieder leicht, nun fallen alle Bande von meinen Armen, ich gehöre mir selbst ganz wieder an, denn du und ich, wir sind ein Sinn. Ich bin nicht geschaffen für die gemeine Welt. Ich habe die Kraft, das Höchste zu erreichen; mir soll der Muth nicht fehlen, es zu erstreben!"

„Aber Eins nur sollst du mir versprechen", so sagte Elsbeth, wieder matt werdend nach der ungewohnten Aufregung; „vergiß mich nicht wieder, laß mich von dir wissen, daß du an mich denkst,

damit ich glücklich bin durch dein Glück, ein anderes habe ich ja nicht auf Erden."

„Gewiß, Schwester, ich schwöre es dir, ich will jetzt durch nie unterbrochene Aufmerksamkeit Verzeihung erbitten für meine unverzeihliche Vernachlässigung. Keine Woche soll vergehen, ohne daß ich dir geschrieben haben werde, was ich denke, male, fühle, erlebe und erreiche, all' mein Glück sollst du theilen mit mir; und wenn ich dir nicht schreibe", so setzte er finster hinzu, „dann habe ich dir von keinem Glücke zu schreiben, dann muß ich sehr unglücklich oder — — gar nicht mehr sein. Aber nun getrost, mit freudigem Muth ins Leben hinein! Ich fühle mich so reich an Kraft des Lebens und des Schaffens, wie noch nie. Bis jetzt schon habe ich so manches doch erreicht, was zu erreichen ich oft verzagte; was kann mir jetzt noch unerreichbar sein?"

XXII.

Wie der Souverain von Heimstädt Hans empfängt.

Dorchen war indeß in Trauer und Verzweiflung, daß es ihr so ganz und gar nicht möglich war, gegen den so hoch verehrten Mann ihre innigsten Empfindungen oder auch nur ihr allgemeines, von Jedermann geschätztes, freundlich liebevolles Wesen zu offenbaren. Als sie gesehen, wie die Züge der Schwägerin bei seinem Anblicke sich belebten, da hatte sie von neuem gefühlt, wie sie ihm so herzlich, so leidenschaftlich gut war. Und doch hatte er ja immer das Gegentheil aus ihrem Benehmen schließen müssen! Die Brieftasche mit den Rosen und dem „Vergiß — mein — nicht!“ in welches sie das vertrocknete Vergißmeinnichtsträußchen gelegt hatte, um das er sie damals vergeblich gebeten, das sollte ihr Zaubermittel sein, um ihn

ihre Liebe, ihre Bitte um Verzeihung verstehen zu lassen.

Aber wie sollte sie das Geschenk ihm geben? Auch das kostete neues Bedenken und neues Zagen — ach, es ist doch unendlich schwer, zu lieben, für ein schüchternes Mädchen! Kein Gedanke ohne Zweifel, kein Schritt ohne Muth! — Wenn sie es ihm heute zum heiligen Abend bei der allgemeinen Bescherung überreichte, so konnte die Bedeutung des Geschenkes entweder von Allen oder gar nicht, auch von ihm nicht, bemerkt werden. Sie mußte es ihm auf eine andere Weise zustellen. Sie brauchte ja nur einmal Muth zu haben, und dann war alles Zagen und Zweifeln überstanden! Dann war alles klar und entschieden, und dann brauchten ja nur Onkel und Tanten, was sie gestern schon berathschlagt, in die Hand zu nehmen und auszuführen!

Sie wollte ihm das Büchlein auf außergewöhnlichem, überraschendem Wege zukommen lassen. Sie wagte — und wenn sie ihn besitzen wollte, mußte sie ja wagen lernen — sie wagte sich entschlossen in sein Zimmer hinauf. Da hing der grüne Rock, den er gestern auf der Reise getragen, und dort in die Brusttasche hinein schob sie eilig heimlich das Geschenk; dann stahl sie zitternd und bebend sich

davon — für das Andere mußte nun Gott sorgen! Aber kaum war sie aus dem Zimmer hinaus, so war sie in einer Angst, in der sie sich vorkam, als hätte sie die ärgste Sünde oder die größte Thorheit begangen. Nun stiegen plötzlich alle die Bedenken wieder in ihr auf, ihre ganze Liebe schien ihr wieder eine Unmöglichkeit; zehn Mal wollte sie zurück die Treppe hinauf, um das Buch aus der Tasche zu holen — aber wenn sie ihm begegnet wäre, sie wäre des Todes gewesen.

Sie wollte sich zerstreuen durch Arbeit, aber sie hatte ja heute in der Küche nichts zu thun, denn am heiligen Abend wurde nicht zu Mittage, sondern erst Abends Tafel gehalten. Wie verwünschte sie es, daß sie mit allen ihren Weihnachtsgeschenken so pünktlich gewesen war, daß sie jetzt gar nichts und gar nichts mehr zu thun hatte!

In ihrer Angst ging sie unten in das Wohnzimmer, und auch von da hätte sie fliehen mögen, denn da war wieder großer Rath um sie; da saß gegenüber dem Bruder Wohlgemuth Tante Bergräthin Schimmelpennig in ihrer breiten Weise über das ganze Sopha hinweg. Tante Schimmelpennig rief sie herbei, da mußte sie kommen, und dieselbe war sehr gnädig und sehr zärtlich und sagte: „So blaß, armes Kind? Ja, ja, die Aufregung! Die

liebe, liebe Zeit! Aber man muß sich zusammen nehmen, sich nicht zu sehr hingeben; die Männer sind es gar nicht werth, was wir für sie fühlen. Nur ruhig, ruhig, es wird schon alles werden; denn ich werde es in die Hand nehmen und die Extravaganzen von gestern Nacht gut zu machen suchen." Und dabei streichelte sie ihr die Hand und klopfte sie auf die Wangen.

Und das hatte etwas zu bedeuten, wenn Tante Schimmelpennig so zu einem jungen Mädchen sprach und ihr die Hand streichelte und die Wangen klopfte!

Tante Schimmelpennig war die Tante der ganzen Stadt, die Tante aller Kinder und aller Nichten, Tante aller Tanten, souveraine Tante über allen Parteien, die absolute Tante, denn Tante in der großen und Tante in der kleinen Apotheke. War Onkel Wangrood das Haupt der Familie „Wangrood-Wohlgemuth-Finsterbusch", sie thronte über Wangrood und über Habersack, sie war der Souverain der ganzen Stadt. Sie war der Gipfel des Reichthums und der Klugheit, der Vornehmheit und der Güte. Es gab keine Person, die sie nicht kannte, keine, die nicht irgend einmal aus alter Zeit, wo das Bergamt noch in Heimstädt ansässig war, bei dem ihr verstorbener Mann Vorgesetz-

ter gewesen, mit ihr in irgend einer Beziehung gestanden, ihr irgend etwas zu verdanken oder — zu vergeben hatte. Sie war bei ihrem nicht unansehnlichen Vermögen bis ins Unglaubliche sparsam, ja geizig, um dann wieder ebenso freigebig und wohlthätig zu sein. Es gab keine Familie, in der sie nicht Gevatterin war; keine Ehe durfte ohne ihr Protectorat zu Stande kommen. War sie für eine Verbindung, so sorgte sie dafür, es herumzutragen, wie glücklich die Leutchen geworden seien, und wenn sie einander die Augen hätten auskratzen mögen; war eine andere aber glücklich geworden gegen ihren Willen, so sorgte sie schon dafür, daß Klatschereien in Gang kamen, Niemand wußte, woher, die das Glück wenigstens auf Momente trübten, sodaß sie sagen konnte: „Da, hatte ich's nicht gesagt? Habe ich nicht wieder Recht gehabt?“ — Denn sie mußte immer Recht haben.

Und darum hatte es allerdings etwas zu bedeuten, als diese Tante Schimmelpennig so zu Dorchen sprach und zärtlich war. Aber Dorchen war damit doch nicht beruhigt, sie zweifelte nicht an Tantchens Allmacht in Heimstädt, aber Hans stand ihr über dieser Allmacht wie über Allem in der Welt. Ihre Angst verließ sie nicht; sie wollte sich losmachen und hinaufeilen und mit aller Entschlos-

senheit das Taschenbuch zurückstehlen — da trat Hans ein, und er hatte den grünen Rock an. Weil er im Krankenzimmer sich bestäubt, hatte er die Kleider im Vorübergehen gewechselt und unbewußt den Rock angezogen, in dessen Brusttasche das geheimniß- und verhängißvolle Geschenk verborgen war. Dorchen sah erstarrend, daß er ihr Schicksal auf dem Herzen trug, und sie wußte nicht, ob er eine Ahnung davon hatte.

„Ich habe die Schwester beruhigt. Ich fand sie besser, als ich gedacht. Doch mußte ich sie verlassen, weil auf die Aufregung die Abspannung folgte.“

So sagte Hans, und nun begrüßte er ironisch demüthig die Tante Schimmelpennig, die in ihrer Würde nur die Demuth, nicht die Ironie verstehen konnte!

Frau Bergräthin machte jetzt das vornehme, strenge Gesicht, das sie in Bereitschaft mitgebracht hatte, und fing ihr Manöver, den jungen Mann zum Bräutigam zu machen, damit an, ihm eine moralisirende Predigt zu halten: „Sehr hübsch, Herr v. Sedlitz, daß Sie uns nicht ganz vergessen haben. Nur hätten wir gewünscht, Sie wären mit einem andern Auftreten hier erschienen. Der gestrige Abend wird keinen guten Eindruck hier machen,

das muß ich Ihnen im voraus zu wissen geben. Drüben in der Apotheke hat man bereits sehr heftige Meinungen darüber geäußert. Sie haben den alten Streit wieder angefacht, Sie haben den jungen Doctor erstlich zu Unrechtem verführt und zweitens schwer beleidigt. Der junge Mann ist tief gekränkt, der Vater im höchsten Grade entrüstet, und Sie wissen, Herr Habersack kann sehr entrüstet sein. Sie hätten doch bedenken sollen, welchen Einfluß er hier ausübt. Sie brauchen ihn zu Ihrer Anstellung, wenigstens dürfen Sie ihn nicht gegen sich haben, denn er bestimmt die Meinung des Bürgermeisters, der Sie jedenfalls empfehlen müßte — —"

„Mein Gott, was ist denn das für eine Anstellung, die hier in allen Köpfen zu spuken scheint?"

„Das wissen Sie nicht einmal? Nun, so hören Sie es von mir, was wir mit Ihnen vorhaben. Wir wollen Sie endlich zu etwas bringen, Sie sollen eine Anstellung haben, damit Sie doch etwas sind; Sie sollen Zeichnenlehrer an der Bergwerksschule in der Kreisstadt werden. Es ist schon alles Mögliche seit gestern Abend in der Angelegenheit gethan. Ich habe an den Nachfolger meines seligen Mannes geschrieben. Der Bürgermeister hier soll sich für Sie verwenden und Ihnen, wenn Sie sich

vor fernern Unbesonnenheiten hüten, Atteste über Ihr moralisches Verhalten ausstellen. Freilich war die Stimmung in der Apotheke nicht gerade für Sie günstig. Der junge Doctor liegt im Bette, krank vor Zorn; er hat aus ehrenwerther Exaltation Uebelkeiten und Erbrechen gehabt — die lautere pure Galle! Herr Habersack, der Vater, klagt Sie einer Intrigue an, um die Gesundheit und den guten Ruf des Sohnes zu ruiniren. Es sollte mir das sehr leid thun, wenn auch Sie, Herr v. Sedlitz, von diesen Familienparteiungen sich nicht fern halten könnten. Sie wenigstens, der Sie in der großen Welt eine wirkliche Bildung genossen haben könnten, sollten darüber erhaben sein. Aber freilich, es scheint das einmal zu viel von den Menschen verlangt zu sein, daß sie ein gutes Herz haben sollen. Indeß will ich selbst gleich zum Bürgermeister gehen, und mein Schwager, der Oberbergrath, der die ganze Sache zu entscheiden hat, kommt noch morgen bei mir vorgefahren, und da sollen Sie ihm vorgestellt werden."

„Aber man kann doch Niemanden anstellen, ohne ihn gefragt zu haben, ob er angestellt sein will! Kann mich denn Niemand fragen, was ich davon denke?"

„Nun", sagte die Bergräthin mit einer bis zur

Entrüstung gesteigerten Vornehmheit, „Sie werden sich doch offenbar sehr glücklich schätzen müssen, daß eine Stelle, um die dreißig, vierzig Männer fruchtlos sich bemühen, ohne Bewerbung, vielleicht ohne Verdienst, allein in Rücksicht auf Ihre ehrenwerthe Familie, Ihnen zu Theil werden soll."

„Nein, verzeihen Sie, verehrteste Frau Bergräthin, das Glück weiß ich in der That nicht zu schätzen; denn es ist ganz und gar nicht im entferntesten meine Absicht, mich durch Ihre Bemühungen irgendwie anstellen zu lassen."

Tante Schimmelpennig war wie aus den Wolken gefallen. „Aber, mein Gott", rief sie mit aufgerissenen Augen, als wisse sie nicht, ob sie an seinem oder an ihrem Verstande verzweifeln solle, „ist es denn wirklich möglich, daß es Sinn und Vernunft bei den Künstlern nicht gibt? Sie wollen diese Anstellung nicht, die das Glück Ihnen ohne alles Verdienst darbietet? Um des Himmelswillen, Herr v. Sedlitz, ich habe doch auch meinen gesunden Menschenverstand vom Vater im Himmel bekommen und gelte im Städtchen für eine nicht ganz dumme Frau, aber das geht über meinen Verstand. Sie wollen nicht nur diese Anstellung nicht, Sie wollen überhaupt gar keine Anstellung? Was in aller Welt wollen Sie denn?"

„Bleiben, was ich bin, ein Künstler."

„Ein Künstler? Ich kenne keinen Titel und kein Amt, das da heißt: Künstler. Ich kenne nur Herrn Professor Finsterbusch, der, so ehrenwerth er ist und so groß er als Künstler sein mag, in Elend und Noth sein Dasein verschmachtet, und noch Einen, welcher der Jammer und die Schande seiner Familie ist, einen Menschen, der sich durch die losesten Streiche so an den Pranger gestellt hat, daß die Leute bei seinem Namen schon ins Lachen ausbrechen, und daß kein anderer anständiger Mann, Advocat, Arzt oder Geistlicher, mit diesem Namen sich hier aufhalten könnte. Und ein Künstler, wie Heinz Reineke, solch ein verlorenes, unglückseliges Subject wollen Sie werden, Gott im Himmel — —"

In dem Augenblicke fühlte die Bergräthin Schimmelpennig ihre Hand ergriffen und von bärtigen Lippen geküßt, sie blickte auf, erschreckt, dann verwundert und dann zum holdseligen Lächeln ihre verlegenen Mienen verziehend, und sprach: „Ah, also endlich einmal etwas an sich gewendet? Endlich einmal auf dem Wege der Besserung?"

XXIII.

Der plötzliche Abschied.

Und der, an den die Bergräthin Schimmelpennig diese Worte richtete, betrachtete, wie verlegen lächelnd, seine feinen weißen Handschuhe, spielte mit der Uhrkette, wiegte sich, mit den Sohlen knirschend, um auf seine Glanzstiefel aufmerksam zu machen, und sagte dann mit einem Tone, der sehr aristokratisch sein sollte:

„Gnädige Frau! Allerdings — das heißt, auf Wege der Besserung weniger, vielmehr — leider — auf Wege nach Berlin!"

Heinz Reineke war es selbst, der in dem schon gerühmten neuen Costüme der Tante Schimmelpennig so imponirt hatte, daß sie, die überhaupt Jemand, der unabhängig von ihr war, ins Gesicht schwerlich eine beleidigende Miene machen konnte,

jetzt ganz von seiner Erscheinung und seinem Wesen hingerissen, an Eleganz und Galanterie mit ihm plötzlich zu wetteifern strebte. Sie flötete förmlich vor Artigkeit. „Wie, bester Herr Reineke, Sie wollen fort? O, um des Himmels willen, wie Schade! Das Fest über werden Sie bei uns doch bleiben wollen?"

„Nicht bis die Abendsonne die Thürme Heimstädts wieder vergoldet", war seine apodiktische Antwort, indem er den Kopf gravitätisch in die Höhe warf, die eine Fußspitze vor sich setzte und theatralisch die Hand ans Chemisette legte.

„Es ist nicht möglich?"

„Es ist unumgänglich!"

„Und warum?"

„Weil man mich beleidigt!"

„Sie beleidigt?"

„Ja, ja, mich beleidigt!" So spielte Heinz mit zitternder Stimme die Rolle des Tiefgekränkten mit Erfolg weiter.

„Mein Gott, und wer und wo?"

„Wer? — Er, von dem ich es am wenigsten erwartet, dem ich traute, wie mir selbst, für den ich mein Leben einsetzen könnte, er, der mir ein zweiter Vater ist", und dabei schien ihn der Schmerz zu übermannen, mit Anstrengung schien er sich

aufzuraffen. „O schweig, Herz, du darfst nicht mitreden in dieser kalten Welt! Ja, er, Habersack, Habersack der Vater, hat mich beleidigt! Und wo? — Da, wo mein Herz die Achillesferse trägt, da, wo ich allein verwundbar bin, in meiner Künstlerehre! Denn denken Sie, denken Sie, womit er mir zu drohen wagte — —"

„Exaltiren Sie sich nicht, lieber Herr Reineke", beruhigte ihn die Tante, aber im höchsten Grade der Neugier gespannt auf ein neues heimstädter Familienereigniß, frug sie hastig: „Und was hat er gedroht? Er meinte es gewiß nicht so böse."

„Denken Sie, Tante, er hat mir gedroht, ich solle mich aus dem Hause scheren, oder ich bekäme morgen zum Festtage nicht ein Stück vom Kalbsbraten — —"

Das war für Heinz der geeignete Augenblick, sein großes seidenes Taschentuch vom modernsten Muster zu zeigen, indem er, um sein Lachen zu verbergen, sich damit die Thränen abzuwischen schien und, halb sich abwendend, dem Freunde Hans ein künstlerisch lächerliches Gesicht schnitt, sodaß dieser unfehlbar ins Lachen hätte ausbrechen müssen, wenn er nicht von dem Lesen des soeben vom Postboten hereingereichten Briefes, mit dem Stempel „Berlin" beschäftigt, völlig bis zum Ver-

gessen seiner Umgebung in Anspruch genommen worden wäre.

Die weitere Neugierde der Tante zu befriedigen, mußte Heinz die Veranlassung zu seiner Zwistigkeit mit dem Onkel erzählen: man habe ihm ein Complott vorgeworfen mit dem Hause „Wohlgemuth-Finsterbusch-Wangrood" gegen das Haus seines eigenen Fleisches und Blutes, gegen das Haus „Habersack, Reineke und Consorten".

„Ich soll", so rief er aus, „den jüngsten, den hoffnungsvollsten Sprößling dieses Hauses beschimpft haben. Denn denken Sie, Tante — Tante, denken Sie, welche schwarze That in der verflossenen finstern Nacht sich begeben. Sie haben von meines theuern Vetters Krankheit gehört, aber Sie haben sie selbst nicht, die schwarze, die echt, die unabwaschbar schwarze That, haben Sie nicht gesehen. So hören Sie mich an, doch seien Sie gefaßt, vom Schwärzesten zu hören. Sie wissen, mein armer Vetter ist etwas nervenschwach; nun soll er gestern Abends, ich glaube im Rathskeller, ich weiß es nicht, aber wahrscheinlich wol im Rathskeller — vielleicht ein Glas Bier oder ein Glas Punsch genossen haben, wie das unter jungen Leuten vorkommen soll, gewiß nicht viel, aber, wie gesagt, er ist nervös, und als er des Nachts

nach Hause geht, bekommt er gerade auf der Treppe einen seiner Nervenanfälle. Denken Sie, auf der Treppe! Aber, Gott sei Dank, mein Vetter ist auch in Nervenzufällen sehr vorsichtig, und so, ehe ihm noch ein Unglück passirte, setzte er sich sicher auf die unterste Stufe und schlief sanft ein, der gute, arme Junge! Das weiß er selbst noch. Und heute Morgen fühlte er sich im Bette ganz wohl, abgesehen einige Magenschwäche; aber wie er trotz des Nervenzufalles ohne Unglück die Treppen hinauf ins Zimmer und ins Bett gelangt, das kann er sich — eben seines Nervenzustandes wegen — nicht erklären. Er ruft die Magd herbei, gewiß in keiner bösen Absicht; aber wie sie herankommt, denken Sie, muß sie laut aufschreien und rennt davon: im Bette des jungen Herrn da sei der Teufel los! Habersack, der Vater, ist ein aufgeklärter Mann und fürchtet sich vor keinem Teufel. Er nimmt also blos seinen Degen, die Terzerole und seine Doppelflinte und ein volles Tintenfaß — das soll ja seit Martin Luther mit Erfolg gegen den Satan angewandt worden sein — und nur vom Hausknecht und von dem Apothekergehülfen, dem Stößer und wen er sonst von der Straße herbeitreiben konnte, begleitet, tritt er ins Zimmer ein. Doch, o Entsetzen, sie glauben wirklich den wirklichen

Teufel zu sehen — wenn sie ihn nicht alsbald als den ehrenwerthen jungen Doctor selbst erkannt hätten, der sich selbst ganz ähnlich war, nur darin nicht, daß er große schwarze Flecke, fast in Form eines vollständigen Schnurr=, Kinn= und Backenbartes im Gesichte trug — er, der sonst bekanntlich keinen Bart zu haben oft genug sich grämte. Der Fall war kritisch. Ich wurde herbeigerufen. Als Maler und Farbenkenner will ich die Substanz untersuchen und meine Vermuthungen aufstellen — es waren ohne Frage hier der Fälle drei anzunehmen, wie diese Flecke zu erklären waren: entweder 1) sei ein wirklicher Teufel hier im Zimmer gewesen, und irgend einer der Hausbewohner habe bereits mit dem Tintenfaß nach ihm geworfen, unglücklicherweise den nervösen Vetter treffend — für diesen Fall wollte ich indeß selbst nicht stimmen, weil ich, wie gesagt, zu aufgeklärt bin; oder 2) und dafür stimmte ich, weil die schwarze Substanz mir als «Pudelschwarz» erschienen, so sei es möglich, daß der Vetter, als er sanft auf der Treppenstufe des Schlafes genoß, einen condolirenden Besuch von Joli, Habersack's schwarzem Pudel, erhalten, der, gleich dem Hunde des Lazarus, ihn beleckt, seine Wunden zu suchen, und dabei Pudelschwärze in seinem Antlitz abgefärbt haben mochte — wofür auch das

sprach, daß der Vetter während seines Nervenzustandes ein Kitzeln wie von Haaren oder dergleichen im Gesicht verspürt haben wollte; oder 3) endlich, wenn es sich herausstellen sollte, daß der Pudel Joli echt sei und nicht abfärbe, so sei die Sache überhaupt gar nicht zu erklären, sondern als ein Phänomen, eine Thatsache hinzunehmen. — — Und denken Sie, Tante, ehe ich diese sachverständige Erklärung zu Protocoll geben kann, stürmt man mit den sonderbarsten Ansichten auf mich ein, erklärt diese Sonnenflecke gewissermaßen für Kunstproducte, mich — o unerhört! — für den Künstler, und fällt mit schauderhaften Recensionen über mich her! Denken Sie, Tante, ich soll das gemalt haben, ich, der ich glücklich wäre, wenn ich solche Bärte, so keck und so schwungvoll, malen oder erfinden könnte, wenn ich je in meinem Leben solch' echtes Schwarz auftreiben könnte, denn — denken Sie, Tante, das ist eben das Entsetzliche, das Schwarz ist echt, ganz echt, verträgt Luft, Wasser, Seife, Friction — o ein herrliches, noch nie dagewesenes Schwarz! O ich wäre ein gemachter Mann, wenn ich nur ein Pfund von dem Schwarz hätte; denn denken Sie, Tante, schon den ganzen Morgen waschen sie den Sohn des Hauses und können es nicht herunterbringen, und der junge

Doctor, der Mann des Berufes, entstellt und verschimpfirt, kann sich nicht sehen lassen, kann seine Patienten nicht besuchen, denn man würde ihn für einen Schwarzkünstler ansehen. Wenn aber diese schwarze Kunst nicht bald zu tilgen sein wird, so wird er, den man auf allen Enden der Stadt schon schmerzlich vermißt, seine Praxis, seine große, herrliche Praxis zu verlieren Gefahr laufen; ein Unglück schon jetzt für die armen Patienten, die ohne ihn sterben oder gesund werden müssen — ein ganz unberechenbares Unglück aber, wenn, ehe er restaurirt ist zu dem, was er war, eine Epidemie, wie die Cholera, die Pest oder der schwarze Tod, von dem die neuesten Zeitungen des Kaukasus berichten, über Heimstädt hereinbrechen sollte! Wie sollten wir alle Rettung und Hülfe finden, wenn er, der Vetter, der Aufopferungsvolle, sich dann noch nicht sehen lassen könnte? Und welche Gelegenheit ginge ihm verloren, in seinem Berufe Unsterbliches zu leisten, unermeßlich seine Praxis dabei auszudehnen! Ja, ich selbst glaube es, was jene ungerecht mir vorwerfen, es ist ein Complott dahinter, ein Complott der Familie «Wangrood-Wohlgemuth-Finsterbusch», um der Familie Habersack die Praxis zu entreißen —!"

„Wann reisest du nach Berlin?" frug Hans hastig plötzlich dazwischen.

„Mit der nächsten Post!“

„Um vier Uhr? Ich reise mit!“

„Du, du nach Berlin? Schon jetzt? Nicht zum Feste willst du bleiben?“ schrie alles ein auf Hans, erschreckt und erstaunt.

„Es ist so! Hier — der Brief — ich muß, ich habe keine Stunde zu versäumen!“

Der Brief war die Einladung eines berliner Kunstunternehmers an Hans, die Herausgabe eines großen Albums als Leiter zu übernehmen; — der Antragsteller war ein oft erwähnter Freund des Commerzienrath Selbstherr'schen Hauses!

XXIV.

In die weite, große Welt.

Als die Dämmerung hereinbrach, kaum vierundzwanzig Stunden, nachdem Hans in das Thor hereingefahren, saß er wieder neben dem Conducteur Gliwitzki im Cabriolet, ein Weihnachtsgeschenk auf der Brust, von dem er keine Ahnung hatte, und Heinz neben ihm, beide der nächsten Station der berliner Eisenbahn zueilend.

In seinem Sinn gestalteten sich die Gefühle, die ihn bewegten, zu einem Gedicht. Er träumte sich in einem Nachen auf der See und rief sich selber Muth zu:

Ich bin ein Schiffer, kühn und keck,
Der nur auf sich was gibt,
Den's ewig treibt vom Land hinweg,
Der nur die Ferne liebt.

Was soll ich hier am seichten Strand,
Wo Jeder steuern kann!
Mein Sinn ist Andern nicht verwandt,
Ich bin mein eig'ner Mann!

Wohl auf! Zur weiten, hohen See,
Dort steure fern ich hin,
Wo ich nur Meer und Himmel seh',
Mit ahnungsvollem Sinn.

Dort singe ich mein tiefstes Lied,
Wo mich kein Fremder stört,
Wo der nur, den ein gleich' Gemüth
Ins Ferne treibt, mich hört.

Wo sich die Wog' am Felsriff bricht,
Da steur' ich kühn hinein.
Verlor ich doch mein Leben nicht,
Kann ich der Kraft mich freu'n.

Doch, wenn dann einst Gefahr herbraust,
Wohin ich mich auch wend',
Wenn dann der Tod den Kahn umsaust,
Naht sich einmal mein End';

Dann werfe ich das Ruder weg
Und stell' mich in den Kahn,
Und lache in die Wogen keck,
Daß sie dem Schwachen nahn.

Nur nicht geweint, denn es zerschellt
Der Sturm ja fast das Meer —
Und weint' ich, daß das Meer anschwellt,
Mein Grab nur tiefer wär'.

Doch sink' ich, hört mein Traum ja auf,
Mein ahnungsvolles Sein,
Und wach' ich nicht bewußtvoll auf —
So schlaf' ich fester ein!

Die Lichter in den Weihnachtsbuden wurden eben zum letzten Male angezündet, in den Küchen schmorten die Karpfen schon in der braunen polnischen Sauce, die Christgeschenke lagen in der Dämmerung auf den langen Tafeln, und die geputzten Weihnachtsbäume harrten nur der völligen Dunkelheit, um mit unzähligen Flammen geschmückt Aller Freuden zu beleuchten. In Aller Herzen wohnte Spannung, Spannung, um Freude zu empfangen oder Freude zu bereiten — nur Ein Herz hatte nichts mehr zu erwarten!

Keine Miene, kein Laut verrieth den Kampf in Dorchen's Busen. Sie kniete, als glanzlos für sie das glanzvolle Fest vorüber war, noch spät an Elsbeth's Lager, die ihr erzählte, daß Hans in die große Welt müsse, und warum er es müsse, und daß er dort eine Liebe habe, eine stolze, herrliche, reiche Liebe. Und als Elsbeth von der Aufregung durch die auf das Wiedersehen so schnell gefolgte Trennung wieder in heftiges Fieber und wirre Phantasien, einen Zustand der Krisis, verfallen war, wachte Dorette die Weihnachtsnacht hindurch an

deren Bette und betete für Elsbeth und für Hans und für seine stolze, herrliche und reiche Liebe.

Und drei Tage darauf war die Krisis glücklich beendet. Das endlich zum Durchbruch gekommene Fieber hatte Elsbeth's Nerven wohlthätig durchschüttert, das Wiedersehen und die Verständigung mit dem Bruder hatten ihrer Seele neuen Muth zum Leben eingeflößt; nach wenigen Wochen gehörte sie zu den Gesunden, gehörte sie mild leidend wie früher ihrer Familie wieder an.

Nicht nur in der kleinen, auch in der großen Apotheke war wenig Freude und Segen zum heiligen Christ. Vater Habersack hatte sehr praßtig einbeschert, aber ein ausgebrochener alter Familienconflict hatte das Fest gestört, die Familie auf lange getrennt. Fritz hatte seine Neigung für Dorchen erklärt. Mit dem Vater und dem Bruder war er in offenem Bruch darüber zerfallen.

Am ersten Feiertage erschien zur Theestunde zu Aller Erstaunen und Freude Fritz in der kleinen Apotheke. Als wäre er alle Tage dagewesen, reichte er Wohlgemuth und Dorchen mit kurzem Gruß die Hand, ließ sich nieder, ohne zu fragen, horchte dem Gespräch und rauchte seine Pfeife. So that er es Tag für Tag; sein Ansehen war nicht heiterer, nicht trüber, sein Husten wurde nicht besser, viel-

leicht eher ein wenig schlimmer. Zu Neujahr zog er aus des Vaters Hause in ein „möblirtes Zimmer" und arbeitete, wie man sagte, Tag und Nacht, weil er, noch ohne Anstellung, vom Vater keine Unterstützung nehmend, durch schlecht bezahlte Hülfsarbeit beim Justizcommissar seine Existenz erwerben mußte. Alle Leute im Städtchen nannten ihn ehrfurchtsvoll „den Bräutigam".

Wenige Wochen nach Neujahr war Vetter Professor Finsterbusch mit seiner Porzellanmalerei beschäftigt und mehr als je von sich eingenommen.

Der Vetter Feuerbrand hatte sein Pantoffelmachergeschäft und alle seine Habe für 25 Thaler verkauft, Weib und Kind zu Verwandten gegeben und zog in die Welt als Apostel, um gegen die Filzpantoffeln und Filzhüte für kaltes Wasser und heiße Liebe zum Herrn zu predigen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Giseke, Robert,

Kleine Welt und grosse Welt Ein Lebensbild. Von Robert Giseke

Bd.: 1

Leipzig 1853